S-Magazin Nr. 28: *Lieblingsorte* Nur noch eine Reise – wohin würden wir aufbrechen?



Andere Perspektive
Die Persönlichkeiten in dieser Ausgabe träumen sich an Ziele nah und fern. Ob Berge, Flüsse oder das Meer – wir zeigen dazu die Welt von oben. Bild aus »The Bathers Series« von Luftbild-Fotograf Tom Hegen

DIE BEGEGNUNG VON ANSPRUCH UND ERFÜLLUNG

Die neue Mercedes-Maybach S-Klasse – ein Lebensgefühl von höchster Exklusivität.
Im auf Wunsch erhältlichen First-Class Fond verschmelzen Entertainment und maximaler Komfort dank Executive Sitzen zu einer privaten Lounge. Ein integriertes Kühlfach sowie versilberte Champagnerkelche von Robbe & Berking schaffen Raum, das Leben in vollen Zügen zu genießen.

Welcome to Beyond.

MAYBACH

HAPAG 18 91 LLOYD
CRUISES

MIT ALLEN SINNEN UNVERGESSLICH

AUGENBLICKE, DIE MEINE WELT FÜR IMMER ERWEITERN

Von wohligem Luxus umgeben, sanft durch Ozeane überwältigender Eindrücke getragen werden. Von Sehnsüchten zu Horizonten. Von Entspannung zu Abenteuer. Von Wunder zu Wunder zu Wunder. Zwischen Antarktis und den tropischen Meeren des Südens, zwischen Küsten ein Kosmos kulinarischer Hochgenüsse.

Einzigartige Träume, die jetzt in Ihrem Reisebüro oder auf hl-cruises.de/sinne wahr werden.

Scannen und mit allen Sinnen eintauchen.



S-Magazin
Das Stilmagazin vom SPIEGEL
Oktober 2026

Den Inhalt dieses Hefts finden Sie auch auf spiegel.de/leben/stil/s-magazin

Wer Menschen fragt, welches Ziel sie wählen würden, wenn sie nur noch eine einzige Reise unternehmen dürften, der bekommt meist ohne längeres Nachdenken eine Antwort und erfährt dabei mehr über den Menschen als über den genannten Ort. Es geht um »Erinnerungen, Sehnsüchte, Versprechen – und manchmal auch um verpasste Chancen«, wie der Schriftsteller Steffen Kopetzky in seinem Essay zu dieser Ausgabe feststellt. Von all dem berichten die 15 prominenten Vielreisenden, denen wir die Eingangsfrage gestellt haben. Sie haben nicht nur von wunderbaren Landschaften erzählt, etwa Bergsteiger Reinhold Messner, der von Südpatagonien schwärmt, sondern vielfach auch von einer Reise zu sich selbst. Unterwegs sind wir nun mal bewusster, gegenwärtiger, staunen mehr. Handschuhunternehmerin Annette Roeckl etwa fand in Bhutan Frieden, Kaschmir-Königin Iris von Arnim erlebte auf den Seychellen das Gefühl, dass alles möglich ist, und Astronautin Rabea Rogge erlangte am Polarkreis Selbsterkenntnis und neue Perspektiven. Die Kunst besteht darin, wahrzunehmen. Autor Kopetzky trifft es auf den Punkt, wenn er schreibt, es gehe bei Reisen nicht so sehr um neue Orte, sondern darum, »den Augenblick nicht zu verpassen, in dem die Welt dir zulächelt«. **Viel Freude mit S, Ihre Redaktion**

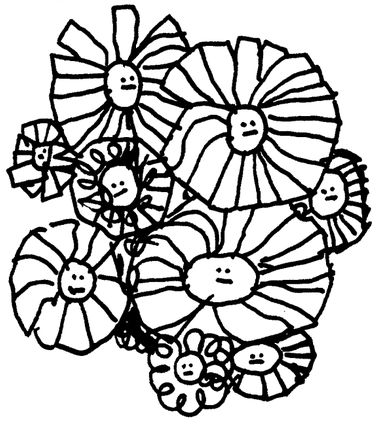
10



14



38



06 Magazin I
Klassiker: Das Touristen-T-Shirt / Was für ein Blick: auf den Eiffelturm / Herzenssache des italienischen Modeunternehmers Enzo Fusco

08 Magazin II
Ausstellung: Frank Gehrys »Mindset Los Angeles« in Herford / poetische Pflegeprodukte / Wein-Kolumne: Zwei Flaschen mit Olymp-Chef Mark Bezner

10 Streetstyle
Die Farben von Bordeaux

12 Auftakt
Der Schriftsteller Steffen Kopetzky erklärt, warum das Glück des Reisens wenig mit Orten zu tun hat

14 Im Höhenflug
Der deutsche Fotograf Tom Hegen betrachtet die Welt von ganz weit oben. Seine Luftaufnahmen zeigen Orte und Landschaften in oft abstrakter Schönheit, thematisieren unseren Umgang mit der Erde – und bebildern unsere Reisestrecke

14 Fernweh
Ob Unternehmer oder Künstlerin, Sportler oder Politikerin: Wir haben prominente Vielreisende gefragt, welche Ziele sie wählen würden, wenn sie nur noch einmal verreisen dürften. Bergsteiger Reinhold Messner zieht es nach Patagonien, Schauspielerin Iris Berben in die Transsibirische Eisenbahn und Astronautin Rabea Rogge in die Antarktis. Von Traumzielen und Selbsterfahrung.

36 Meat Love
Ludwig »Lucki« Maurer betreibt eine Bio-Wagyu-Rinderzucht sowie ein Gourmetrestaurant im Bayerischen Wald und verrät uns, welches Fleisch noch feiner schmeckt als Filet

37 Außer Atem
Die Kolumne von Wolfgang Höbel

38 Das gezeichnete Interview
Mit dem Künstler Stefan Marx

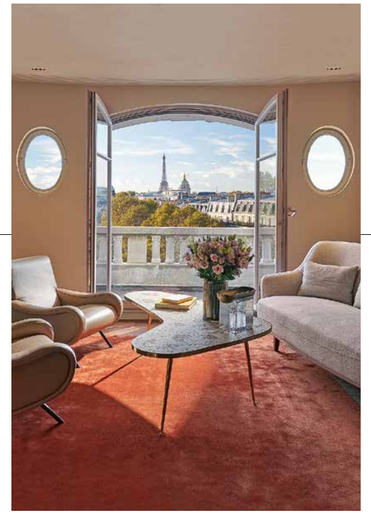
Foto Titel und Porträt: Tom Hegen; Streetstyle: Bianca Lang-Bognár; Zeichnung: Stefan Marx

IMPRESSUM **SPIEGEL-Verlag** Rudolf Augstein GmbH & Co. KG, Ericusspitze 1, 20457 Hamburg, Tel. 040 3007-3540 **Herausgeber:** Rudolf Augstein (1923–2002) **Chefredakteur:** Dirk Kurbjuweit (V. i. S. d. P.) **Leiterin Derivate:** Dr. Susanne Weingarten **Verantwortlich für Anzeigen:** Britta Ermrich **Anzeigenobjektleitung:** Bastian Nissen **Objektleitung:** Manuel Wessinghage **Redaktion:** brookmedia Management GmbH, Hegestraße 40, 20251 Hamburg **Redaktionsleitung:** Bianca Lang-Bognár **Art-Direktion:** Johannes Erler **Grafik:** Bureau Johannes Erler **Autoren und Mitarbeiter dieser Ausgabe:** Christian Baulig, Charlotte Grindeau, Wolfgang Höbel, Steffen Kopetzky, Bettina Krause, Thomas Künzel (Lektorat), Sarah Mangold-Lau, Barbara Markert, Stefan Marx, Andreas Möller, Vijay Sapre **Bildbearbeitung** PIXACTLY media GmbH, Hamburg **Druck:** appl druck GmbH, Wemding

RAL www.blauer-engel.de/uz195 Dieses Druckerzeugnis ist mit dem Blauen Engel ausgezeichnet.



Geschmack der Wüste: Die erste Kamelmilch-Schokolade der Welt kommt aus Dubai, ist vergleichsweise fettarm, vitaminreich – und ein süßes Souvenir. Ihr Erfinder Martin van Almsick arbeitete früher im Kölner Schokoladenmuseum. *al-nassma.com*



Was für ein Blick!

Zauberhaft In bester Lage in Saint Germain befindet sich seit 1910 das Fünfsternehotel Lutetia, in dem einst James Joyce seinen »Ulysses« vollendete und das heute frisch renoviert von der Mandarin Oriental Gruppe betrieben wird. Es ist eines der schönsten und marmorschwersten Häuser von Paris mit direkter Sicht auf das magischste aller Stadtwahrzeichen: den Eiffelturm. Wer ihn aus dem Bett leuchten sieht, will nie mehr aufstehen. DZ ab 1000 Euro, **mandarinoriental.com**

Herzenssache »Diese Bomberjacke stammt aus meinem Archiv, das mittlerweile rund 150 000 Kleidungsstücke umfasst und eine der größten privaten Sammlungen militärisch inspirierter Kleidung und Funktionsmode ist. Seit über 40 Jahren trage ich Teile zusammen von jeder Reise, jedem Flohmarkt, jeder Auktion – nicht nur aus Leidenschaft, sondern weil sie für mich eine Inspirationsquelle sind, ein Werkzeug. Jedes Stück erzählt eine Geschichte und besitzt eine eigene Machart, die ich verstehen will. Ich entdecke immer neue Details. Diese Jacke verkörpert alles, was mich an Kleidung fasziniert: Funktionalität, Authentizität und ein über Jahrzehnte währendes kraftvolles Design. Der Gedanke, dass für dieses Stück ein neues Kapitel seiner Geschichte beginnt, bedeutet mir viel.«



Für jede Ausgabe von S spenden Prominente ein Objekt. Diesmal: der italienische Modeunternehmer und Designer Enzo Fusco, der mit seiner Firma FGF Industry das Label Blauer – einen ehemaligen Hersteller von Polizeiuniformen – zu einer weltweit bekannten Modemarke aufgebaut hat.



Schicken Sie Ihr Gebot bis 30.10. an herzenssache@spiegel.de. Der Erlös geht auf Wunsch von Enzo Fusco an Das Rote Kreuz. icrc.org; drk.de

Klassiker





Gestern und heute Die US-amerikanische Fotoproduzentin Dana Brockman auf dem »I Love New York«-Ball am Valentinstag 1978 im legendären »Studio 54«. Und eine Influencerin auf der diesjährigen Modewoche in Paris im passenden Shirt

Das Touristen-T-Shirt

Es brauchte eine findige Werbekauffrau, einen genialen Grafiker und einen Pop-Art-Künstler, um 1976 das erste Touristen-T-Shirt der Welt zu kreieren. Vor 50 Jahren entwickelte Mary Wells Lawrence, Chefin der Werbeagentur Wells Rich Green, mit dem Designer Milton Glaser den Slogan »I Love NY« und den Look aus drei Buchstaben mit Herzchen-Ideogramm in der Mitte. Die Legende besagt, dass Glaser seine Idee in einem New Yorker Taxi kam, inspiriert von Robert Indianas LOVE-Skulptur, die damals an der Fifth Avenue stand. Das Design half der Stadt zu neuer Identität und dabei, ihr Schmuddel-Image abzuschütteln. New Yorker holen das I-Love-NY-Tee immer dann heraus, wenn sie ihrer Stadt Zuneigung erweisen wollen: nach 9/11, während der Pandemie oder aktuell als Unterstützung des demokratischen Bürgermeisters. Manche bewerten das Shirt gar als Anti-MAGA.

»In der Ära der sozialen Medien wird das T-Shirt zum Ausdruck persönlicher Vorlieben und Botschaften«, sagt Charlotte Brunel, Autorin des Buches »T-Shirt«. Das beliebte Reise-Mitbringsel, längst millionenfach kopiert und auf andere Städte adaptiert, hat neben seiner politischen Komponente auch modische Relevanz. Stars wie Lindsay Lohan feuerten Anfang der 2000er die Begeisterung an. Raf Simons zeigte das I-Love-NY-Tee 2017 in Strick, Balenciaga legte für Olympia 2024 eine Paris-Serie auf, und Matthieu Blazy präsentierte jüngst für Chanel eine aus Pailletten bestickte Version für 6800 Euro. Seitdem sind die Shirts heiß begehrt. Ebay attestierte ein Nachfrage-Plus von 400 Prozent. Aber echte Kenner kaufen vor Ort in den Shops am Times Square oder an den Champs-Elysées. Denn zu jedem Shirt gehört auch mindestens eine Reiseanekdote. *Barbara Markert*

Herzenssache: Blauer, Klassiker: Darleen Rubin/WWD/Penske Media via Getty Images, eBay





Pflege mit Poesie
»To my ships« nennt sich das britische Beauty-Unternehmen nach einem Zitat aus Homers Epos »Ilias«. Deos und Duschgels mit Anspruch? Tatsächlich sehen die Produkte toll aus und helfen, mit schonenden, nachhaltigen Rohstoffen den Alltag verantwortungsvoll zu verschönern.
tomyships.com

Forever cool
Im vergangenen Jahr starb Stararchitekt Frank Gehry. In seinen geschwungenen Bauten wie dem Guggenheim-Museum in Bilbao oder dem Vitra Design Museum in Weil am Rhein aber lebt er weiter. Nun beleuchtet das Museum Marta Herford im westfälischen Herford die gestalterischen Anfänge seines Schöpfers in den 1950er- und 1960er-Jahren in Kalifornien. »Mindset Los Angeles – Frank Gehry und die Cool School« läuft bis zum 10. Januar 2027.

01 Frank Gehry 1986 im Walker Art Center, Minneapolis
02 Danziger Studio und Wohnhaus, Los Angeles, Kalifornien 1963–1965
03 Kostüm »Frankie P. Toronto« der Gehry-Gefährten Claes Oldenburg und Coosje van Bruggen, 1986

01 02 03







Die immer noch neue Kolumne!

Zwei Flaschen

Wer einen Menschen kennenlernen möchte, sollte eine Flasche Wein mit ihm trinken. Oder besser noch: zwei! Eine bringt der Gast mit, eine sucht unser Autor, der »Effilee«-Herausgeber *Vijay Sapre*, dazu aus. *Diesmal: Mark Bezner, Chef des Textilunternehmens Olymp, mit einem Cabernet Sauvignon*



Mark Bezner trägt ein elegantes Hemd aus eigener Produktion, zwei Knöpfe geöffnet, darüber ein sportlicher dunkelblauer Anzug. Stilsicher, aber doch irgendwie beiläufig. So geht Smart Casual. Wir treffen uns zum Lunch in der Marktwirtschaft in Besigheim unweit vom Firmensitz. Auch mit Anfang 60 sieht man Bezner den Leistungssportler noch an, in seiner Jugend gehörte er zu den besten Schwimmern der Nation, und er trainiert auch heute noch täglich in dem Pool, den er an sein Haus hat bauen lassen. »Das war eine von zwei Vorgaben an den Architekten«, sagt er, »die andere war der Weinkeller.« In dem liegen etwa 800 Flaschen, die in den letzten 20 Jahren zusammengekommen sind, wobei Bezner sich als Genießer sieht, nicht als Sammler. Er hat einen chilenischen Cabernet Sauvignon mitgebracht, Don Melchor 2012, das ist der Spitzenwein von Concha Y Toro, einem der größten Produzenten des Landes. Ein Wein im Bordeaux-Stil, deshalb habe ich zum Vergleich einen »echten«, aber eher untypischen Bordeaux mitgebracht: Closerie Saint Roc von 2016. »Ich hätte durchaus auch Bordeaux oder Burgund im Keller gehabt«, sagt Bezner, »aber es gab einen guten Grund, warum ich einen Wein aus Südamerika ausgesucht habe.«

Bezners Frau stammt aus Brasilien, die beiden haben gerade ihren 30. Hochzeitstag gefeiert. Nun ist Brasilien aber kein Weinland, schon gar nicht für Rotweine, daher greift man dort auf die Weine der Nachbarn zurück, neben Argentinien vor allem Chile.

Rotweine werden bei uns gern zu warm serviert, das lässt sie unnötig schwer wirken, das ist gerade mittags keine gute Idee, daher lassen wir Kühler und Eis bringen. Der Melchor ist sofort voll da, rund, sehr gefällig, die 14 Jahre sind für ihn überhaupt kein Alter, die Frucht ist immer noch sehr präsent, man schmeckt die Sonne und die Wärme, aber es ist auch Kraft da und Struktur von Tannin und Säure. Der Saint Roc, den wir parallel einschenken, tut sich dagegen schwer, jedenfalls mit dem ersten Schluck. Das Weingut arbeitet biodynamisch, der Wein kommt etwas fragiler daher, mit dieser ganz eigenen schwefligen Note im Abgang, die es seltsamerweise bei vielen ungeschwefelten Weinen gibt.

Beim Essen, Steak für ihn, Lamm für mich, erzählt Bezner von Olymp, dem Familienunternehmen, das er in dritter Generation führt, bekannt für Herrenhemden. Die Branche hat ihre Herausforderungen, nach Corona hat sich der Geschmack stark in Richtung Casual verschoben. Er habe aber, meint Bezner, einige richtige Entscheidungen getroffen, nicht zuletzt die Abrundung des Angebots durch T-Shirts, Strickwaren und Hosen. Das Unternehmen entwickele sich gut.

Während der Melchor sich von Anfang an als schmeichelnde, niemals aufdringliche Begleitung von Speisen und Unterhaltung gezeigt hat, brauchte der Saint Roc, der nicht ganz in der gleichen Liga spielt, etwas Zeit, aber jetzt, wo er Luft hatte, wirkt er deutlich runder und erfreulich lebendig, genau richtig für den kleinen Käseteller, den wir uns zum Abschluss noch teilen.

Im Taxi zum Bahnhof stellen wir fest, dass wir uns längst nicht so betrunken fühlen, wie wir eigentlich sein müssten. Mark Bezner will daher noch ins Büro. Ich hingegen werde, satt und zufrieden, auf der Heimfahrt das kulinarische Angebot der Bahn ignorieren.

Don Melchor ab 149 Euro über ludwig-von-kapff.de (aktuelle Jahrgänge) und **Closerie Saint Roc 2016** um 59 Euro bei lebendigeweine.de

Fotos Ausstellung: Glenn Halvorson/ @Courtesy Walker Art Center; Frank Gehry, Getty Research Institue; Kerry Ryan McFate/ © Courtesy Pace Gallery; Kolumne: Johannes Erler, Vijay Sapre

WOHNEN BEGINNT,
WENN KUNST EINZIEHT.



Kevin Boyle
Rain Dance
Auflage 100, signiert
€ 1.699

LUMAS ART EDITIONS GmbH, Ernst-Reuter-Platz 2, 10587 Berlin.
Änderungen und Irrtümer vorbehalten. Die Abbildung wurde mit KI bearbeitet.

Berlin · Hamburg · München · Köln · Frankfurt · Stuttgart · Düsseldorf · Dortmund · Hannover
Mannheim · New York · London · Paris · Miami Beach · Budapest · Wien · Zürich

LUMAS.COM

liberation of arts LUMAS

1 / Molli, Unternehmerin, 28
Hose und Kappe: Roxy Quicksilver; Schuhe: Vans; Tasche: Uniqlo
Isabelle, 67, Rentnerin
Latzhose: Esmara / Lidl; T-Shirt: Bensimon; Tasche: Uniqlo; Schuhe: Superga

2 / Ella, 17, Schülerin
T-Shirt: American Vintage; BH: Victoria's Secret; Schmuck: Vintage und vom Markt

3 / Jérôme, 39, Barmann
T-Shirt und Shorts: Uniqlo; Schuhe: Reebok; Uhr: Swatch
Laura, 37, Projektmanagerin
Top und Sonnenbrille: H&M; Shorts: Levi's; Schuhe: Nike; Uhr: Casio

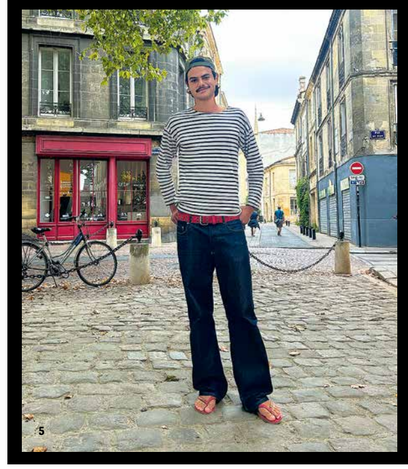
4 / Christine, 43, Immobilienmaklerin
Rock, Top und Stilettos: Zara; Tasche: Vintage Louis Vuitton; Schmuck: vom Markt in Biarritz; Brille: Christian Dior

5 / Neyrolles, 21, Student
T-Shirt: Wins Nautic vom Flohmarkt in Bordeaux; Jeans: A.P.C.; Gürtel: Pepe Jeans; Schuhe: Havaianas; Kappe: aus Vietnam

6 / Ulrich, 50, Chauffeur
Hemd und Hose: Celio; Jackett: Geschenk eines britischen Kunden; Uhr: Festina; Halskette mit Kreuz: Amazon








Die Farben von Bordeaux

Fotos und Text: Bianca Lang-Bognár

Wer am Nachmittag über die majestätische Place de la Bourse schlendert, versteht schnell, warum Bordeaux auch »Klein-Paris« genannt wird: Im gigantischen Wasserspiegel des »Miroir d'eau« spiegeln sich die klassizistischen Prachtbauten aus hellem Kalkstein, während die untergehende Sonne die Fassaden der Palais in warmes Licht taucht. Doch die Stadt ist nicht nur fein: Über den glatten Asphalt am Ufer der Garonne rollen unablässig Skateboards. Am gegenüberliegenden Ufer, abseits der klassischen Postkartenmotive, befindet sich das Darwin Eco-système, eine ehemalige Militärkaserne, in der heute Street-Art-Galerien, Streetwear-Labels oder eine Bio-Kaffeerösterei zu Hause sind.

Man trägt in Bordeaux eher nachhaltige Sneaker als Designerstilettos wie in Paris. Und trinkt trotzdem immer einen ordentlichen Wein – auch in den jeden Abend gut gefüllten Pinten und Bars im Zentrum. Die Stadt hat eine der größten Universitäten des Landes, 55 000 Studierende lassen die ehrwürdigen Gassen jung und lässig erscheinen, auch modisch. Sie tragen Latzhosen, Surferlooks, Vintage. »Bordeaux ist entspannt, sympathisch, einladend, hat diese wunderbar alternative Seite, ist aber auch ein bisschen boho«, sagt Louise, die hier Französisch unterrichtet. Man sei hier unangestrengt schick und modern, sagt sie, und kaufe nicht nur in den Marken-Boutiquen und Concept Stores im Zentrum, sondern auch etwa in den Secondhandläden von Saint-Michel, dem eher rauen Szeneviertel der Stadt. Das Herzstück dieses unpolierten Bordeaux ist der Marché des Capucins, wo Einheimische und Touristen am Wochenende auf Plastikstühlen Austern und Bulots (Wellhornschnecken) genießen und dazu einen eiskalten Weißwein.

Der beste Ort aber für eine Stilbeobachtung in der 260 000-Einwohner-Stadt ist die tägliche, rituelle Schlange vor dem legendären Restaurant L'Entrecôte, in dem ausschließlich das namensgebende Gericht angeboten wird (aber natürlich eine vielfältige Weinkarte). Ab 16 Uhr stehen die Menschen an, um einen Tisch zu ergattern, elegant gekleidet auf dem Weg zur Oper mit Chanel-Clutch oder in Jeans und mit Rucksack. In glühender Hitze oder im strömenden Regen – es regnet normalerweise oft in der Weinmetropole. Hier sieht man Gegensätze im Einklang. Wie bei einem guten Wein, der, egal welche Farbe er hat, einzigartig ist, vielschichtig und doch unkompliziert – eine Freude.





Dieser eine Augenblick

Wenn nur noch eine Reise möglich wäre? Die Antwort des Schriftstellers *Steffen Kopetzky* hätte sich vor einiger Zeit vermutlich irgendwo zwischen Island, Japan und Patagonien bewegt. Heute ist er sich nicht mehr so sicher.

»Ach, vergeblich das Fahren!
Spät erst erfahren Sie sich:
bleiben und Stille bewahren
das sich umgrenzende Ich.«

Als Gottfried Benn sein Gedicht »Reisen« schrieb, kurz nach dem Zweiten Weltkrieg, ließ er noch einmal die Sehnsuchtsorte Europas aufscheinen. Zürich und Havanna schenkten in der Fantasie das »göttliche Manna« der Reisenden – und doch lautet sein Urteil: vergeblich. Wer reist, um sich selbst zu entkommen, wird unterwegs nicht finden, was er sucht.

Was aber, wenn man Benn ernst nähme? Wenn nur noch eine einzige Reise bliebe – wohin würde sie führen?

Ich begann, die Leute zu fragen. Mein Physiotherapeut wusste die Antwort sofort: ins Cilento südlich von Salerno. Berge und Meer, sagte er, und diese Küche! Während er begeistert davon erzählte, lockerte er meine Nackenmuskulatur mit solcher Könnerschaft, dass mir die Tränen kamen.

In der Nachbarschaft bestanden ältere Witwen auf einer Rom-Reise. Eine kroatischstämmige Familienmutter sehnte sich nach dem eigenen Olivenhain an der Adria. Die Rotkreuzschwester bei der Blutspende träumte vom Nordkap und den Nordlichtern. Ein Ire, den ich zufällig in einem Münchner Wirtshaus kennenlernte, wollte endlich einmal zur Wiesn – nicht aufs Oktoberfest-Camping in Pasing, wo er – im Juni! – ein Einmannzelt gemietet hatte, sondern zur richtigen Wiesn, mit einem eigenen Hotelzimmer in der Innenstadt.

Erstaunlich war weniger die Vielfalt der Antworten als ihre Selbstverständlichkeit. Niemand empfand die Frage als aufdringlich. Offenbar trägt fast jeder so einen letzten Ort in sich.

Plötzlich erzählen erträumte Reiseziele keine geografischen Geschichten mehr, sondern biografische. Hinter jedem Ort verbergen sich Erinnerungen, Sehnsüchte, Versprechen, manchmal auch verpasste Chancen.

Am häufigsten hörte ich übrigens: Japan. Vielleicht weil es so weit entfernt ist und zugleich eine Welt verspricht, die unserer fremd, dafür aber perfekt organisiert erscheint.

Meine eigene Antwort hätte sich vor einiger Zeit vermutlich irgendwo zwischen Island, Japan und Patagonien bewegt. Heute bin ich mir nicht mehr sicher. Nach einigen intensiven Recherchetagen im Harz und in Hannover kam ich durch Thüringen. Südlich von Halle entdeckte ich einen See in einem ehemaligen Tagebau und beschloss spontan, dort die Nacht in unserem Berlingo zu verbringen. Die hinteren Sitze waren umgeklappt, eine Matratze hatte ich dabei, dazu Wasser, Vorräte und die alte Kochkiste, die mein Vater gebaut hatte.

Es war ein Abend, an dem alles passte. Nachtigallen sangen im Schilf, ich bereitete One-Pot-Pasta, öffnete einen Wein und aß unter der Heckklappe des Citroën sitzend, während Spaziergänger freundlich grüßten. Einer sagte: »Das sieht aber gemütlich aus.« Er hatte recht. Es war nichts Besonderes – und gerade deshalb vollkommen. Nach der Mahlzeit wollte ich eine Runde um den See drehen, meinen geliebten Vögeln lauschen und mich dann auf die Matratze hauen. Ich war um fünf Uhr aufgestanden und losgefahren, hatte Termine abgearbeitet. Eine kleine Runde, mehr nicht. Dann Schlafen. Herrlich.

Aber ich fand den Autoschlüssel nicht.

Ich suchte zuerst im Rucksack, in allen Taschen, unter den Sitzen, auf den Ablagen. Dann räumte ich den Wagen vollständig aus. Die Dämmerung setzte ein, die Nachtigallen sangen lauter, aber ich war unversehens zu einem Ruinenbaumeister geworden. Abschleppdienst? Leihwagen? Termine absagen? Handyaufladen? Was eben noch Glück gewesen war, verwandelte sich in blanke, pochende Sorge.

Nach fast zwei unendlich mühseligen Stunden fiel mir nichts anderes mehr ein, als mich hinzuknien, zur Ruhe zu kommen und ein kurzes Stoßgebet zu sprechen, einen Hilferuf – auch an meinen verstorbenen Vater zu denken, der in solchen Situationen immer einen kühlen Kopf behalten hatte. Ich nahm den Rucksack, durchsuchte ihn aber kein weiteres Mal, sondern kippte ihn einfach vollständig auf die Decke aus – und da lag der Schlüssel. Zwischen Geldbörse, Sonnencreme und einem hölzernen ICE-Besteck, versehen mit dem rot-schwarzen Freundschaftsbändchen, das meine Frau daran geknüpft hatte, damit man ihn immer findet.

Noch nie war mir ein so kleiner, etwa gut daumengroßer Gegenstand aus Plastik und Metall so kostbar erschienen.

Ich schloss den Wagen ab und machte den schönsten Abendspaziergang meines Lebens. Dieselben Nachtigallen sangen wie zuvor. Derselbe See lag still da. Verändert hatte sich allein mein Blick. Aus Erleichterung wurde Dankbarkeit, aus Dankbarkeit Freude. Selbst über meine eigene, der Panik geschuldeten Dummheit konnte ich von Herzen lachen.

Vielleicht dreht sich Benns Gedicht um genau diese Erfahrung. Nicht die Reise führt uns zu uns selbst, sondern jener seltene Augenblick, in dem wir wieder ganz gegenwärtig sind. Aber „Innigkeit“ ist kein Reiseziel, steht in keinem Katalog, kann man nicht buchen.

Deshalb sollte man die Frage umkehren. Nicht: Wohin würde ich noch ein letztes Mal reisen? Sondern: Wie müsste ich unterwegs sein, wenn jede Reise die letzte sein könnte? Was definitiv auf jede Reise zutrifft, weil man ja nie weiß, was alles passiert.

Die Kunst des Reisens besteht womöglich gar nicht darin, immer neue Orte zu finden, die ergeben sich von selbst. Sondern den einen Augenblick nicht zu verpassen, in dem die Welt dir plötzlich zulächelt.



Der Autor **Steffen Kopetzky**, geboren 1971, beschäftigt sich in seinen Romanen (u. a. »Risiko«, »Monschau« oder »Atom«) mit Kapiteln deutscher und europäischer Zeitgeschichte und geopolitischen Zusammenhängen. Zuletzt erschien das erzählende Sachbuch »Die Harzreise: Eine Deutschlanderkundung«. 2026 wurde er ordentliches Mitglied der Bayerischen Akademie der Künste. Nach Stationen in München, Paris und Berlin lebt Steffen Kopetzky wieder in seiner Geburtsstadt Pfaffenhofen.

Foto: vecteezy; Steffen Kopetzky; Jana Mai







THE SALT SERIES I /2018

Der Überflieger

Tom Hegen hat den Blick von oben zu seinem Markenzeichen gemacht. Der Luftbildfotograf zeigt uns die Welt, wie wir sie noch nicht gesehen haben: als abstrakte Kunstwerke aus Wasser, Fels oder Eis, die unseren Umgang mit der Erde thematisieren.

Seine Fotos bebildern in der kommenden Strecke auch die Orte, von denen unsere Protagonisten träumen. Weil sie schon einmal dort waren – oder noch nie.

Text: Sarah Mangold-Lau

Seine Grundschullehrerin fand, er gehöre auf die Hauptschule. »Ich war ein schlechter Schüler«, sagt Tom Hegen beim Interview in seinem Augsburger Studio, das er sich in einem früheren Gaswerk eingerichtet hat. Gerade so habe er es auf die Realschule geschafft, später zum Fachabitur. Dass er auch miserabel in Englisch war, darf man rückblickend feiern. Schließlich wäre Hegen sonst wohl nicht als Zivildienstleistender nach Neuseeland gegangen, um die Sprache vernünftig zu lernen. Und vermutlich hätte er nicht begonnen, seinen Alltag zu fotografieren, um den Daheimgebliebenen Lebenszeichen zu schicken. »Das waren meine ersten Gehversuche in der Fotografie.«

Mittlerweile ist Hegens »Aerial«-Fotografie in London beim Festival of Architecture, im saudi-arabischen Ithra Museum oder im Chungmu Arts Center in Seoul zu sehen. Den entscheidenden Impuls, die Vogelperspektive einzunehmen, lieferte eine Ausstellung im Deutschen Museum in München vor etwa zehn Jahren: »Willkommen im Anthropozän«. Dort sah Hegen auf riesigen Satellitenbildern, wie deutlich der Mensch die Erde umgeformt hat, von abgeholzten Regenwäldern bis hin zu gigantischen Industrieanlagen. »Ich habe verstanden, wie klein wir Menschen im Verhältnis zur Erdkugel sind und wie immens wir dennoch in die Welt eingreifen«, erzählt er. Im Grunde zeigt er heute das Gleiche wie die Satellitenbilder – nur aus geringerer Höhe mit mehr Details.

Am Anfang genügte ihm dafür eine Fußgängerbrücke in Konstanz, wo er visuelle Kommunikation studierte. Hegen lehnte sich über das Geländer und fotografierte Boote. Dann schrieb er Heißluftballonfahrer an, ob sie einen Platz für ihn frei hätten. Manchmal hatte er Glück.

Später baute er seine erste Drohne zusammen: eine sperrige Konstruktion mit Kamerahalterung, Akkus und Kabeln, gegen die heutige Modelle wie Spielzeug aus einem Überraschungsei wirken. Im Keller des alten Gaswerks zeigt er das Gerät, an dem er damals ein halbes Jahr schraubte. Beim ersten Flug stürzte es aus 30 Metern Höhe ab: Totalschaden.

Nun steht in seinem Studio ein Fluggerät, das mehr an militärische Aufklärungstechnik als an eine Kameradrohne erinnert. Hegen nutzt die Hightech-Apparatur, um den Bildausschnitt zu finden, etwa wenn er im Wald knapp über den Baumkronen fotografiert. Auf der Fernbedienung sieht der 35-Jährige das Bild, das die Kamera in der Luft aufnimmt. Bis zu 1500 Meter weit kann sich die Drohne von ihm entfernen, bevor die Verbindung kritisch wird.

Es gibt auch Situationen, in denen Drohnen nicht infrage kommen. Etwa in den Weiten der Arktis, bei starkem Wind oder in der Nähe von Flughäfen. Dann gilt es aus dem Helikopter oder Flugzeug zu arbeiten. Hegen fotografiert bei offener oder ausgebauter Tür, natürlich gesichert. Dem Lärm der Rotoren aber ist er ebenso ausgeliefert wie der Kälte, die rasch in die Hände kriecht. Währenddessen muss er Lichtverhältnisse berücksichtigen, das Motiv ausmachen und mit dem Piloten kommunizieren. Manchmal kehren sie fünfmal an dieselbe Stelle zurück, bis er zufrieden ist. Eine Helikopterstunde beginnt bei etwa 600 Euro, Hegen hat aber auch schon 3000 Euro bezahlt. »Und nach ein, zwei Stunden bin ich platt.«

Wer Hegens Fotografien betrachtet, findet sie häufig zunächst einfach nur schön. Der britische »Guardian« schrieb über seine Aufnahmen der Salzgewinnung in Südeuropa: »Seine Bilder vermitteln den Eindruck, als sei Google Earth von Malern des abstrakten Expressionismus gehackt worden.« Tatsächlich sehen manche südfranzösischen Salinen aus, als habe Mark Rothko Pastellfarben entdeckt, spanische Gewächshauslandschaften wirken wie mit silberner Folie überzogene Schachbretter. Und egal ob Tulpenfelder oder Strände – der Hang zur Symmetrie blitzt bei Hegen fast immer hervor. Berühmtheit erlangten seine Motive vom Frankfurter Flughafen, als dieser während der Coronapandemie stillgelegt war. Maschinen und Markierungen wirken aus der Luft mustergültig arrangiert. »Pures Grafikdesign«, sagt Hegen. Andere Aufnahmen erzählen in ähnlicher Ästhetik davon, wie Menschen in Landschaften eingreifen – etwa die Bilder gerodeter Wälder in Indonesien oder tauender Gletscher in Grönland.

»Ein schönes Bild allein ist mir allerdings nicht genug«, sagt der Fotograf. Seine Reisen folgen einem Thema. Hegen arbeitet sich ein, studiert Satellitenbilder. Ob seine Idee aufgeht, weiß er aber erst, wenn er in der Luft ist. Für sein neues Projekt über die Rohstoffe der Zukunft beschäftigte er sich auch mit Ausbeutung und Umweltzerstörung. In der Demokratischen Republik Kongo fotografierte er Kobalttagebaue, in denen Menschen unter lebensgefährlichen Bedingungen nach jenem Rohstoff graben, der in unseren Akkus steckt. Zwei Jahre hat die Vorbereitung gedauert. Aus Sicherheitsgründen musste das Team fast jede Nacht das Hotel wechseln.

»Tom zeigt unsere Welt aus einer Perspektive, die den meisten verborgen bleibt«, sagt Petra Gut, Hegens Galeristin in Zürich. Dabei bewerte er nicht, sondern lade dazu ein, über den Umgang mit der Umwelt nachzudenken. Hegen selbst bezeichnet sich als Dokumentarfotograf mit künstlerischem Ansatz. Über 200 000 Aufnahmen finden sich in seinem Archiv, in diesem Herbst erscheint sein vierter Bildband »The Mineral Age« (Hatje Cantz).

Am Tag nach dem Interview beginnt Hegens Elternzeit: Mit dem Campervan geht es nach Portugal. Der Überflieger ist privat am liebsten ganz bodenständig unterwegs.



Sofa **Anywhere** von Francesco Binfaré.
Das erste Sofa, das mit einfachen, intuitiven Handgriffen erlaubt, die Sitztiefe zu variieren und die Neigung der Rückenlehnen ganz nach Wunsch zu formen. Die einzelnen Elemente lassen sich harmonisch aneinanderreihen oder als eigenständige Sofas nutzen.

Leuchte **Dilly** von Jacopo Foggini.
Eine transparente, brillante Skulptur mit dimmbarer Lichtintensität, interpretiert für den Innen- und Außenbereich. Die Leichtigkeit einer Silhouette, die Dynamik einer Geste. Vollständig von Hand gefertigt, gleicht keine Dilly der anderen.

Tisch **Brasilia** von Fernando und Humberto Campana.
Ein Mosaik aus Spiegelsplittern. Jedes Stück ist ein handgefertigtes Unikat.

edra

THE GREATEST COMFORT, ELEGANCE AND PERFORMANCE

germany@edra.com @edra.official
edra.com

Nur noch *einmal*

Welchen Ort würden wir wählen, wenn wir nur noch eine Reise unternehmen dürften? Einen, der sich tief in unsere Erinnerung gegraben hat, mit dem wir die schönsten und prägendsten Momente erlebt haben? Oder einen, den wir uns noch erträumen? Sehnen wir uns in eine vertraute Vergangenheit oder eine vielversprechende neue Umgebung? Und was hoffen wir an diesen Zielen zu finden? Wir haben eine Bergsteiger-Legende, eine Astronautin, viel reisende Kreative, Unternehmer und Unternehmerinnen, einen Sportler und eine Politikerin gefragt. In ihren Antworten nehmen sie uns mit zu den Flüssen, Gebirgen, Inseln, Städten und Regionen in ihren Herzen.

Protokolle von Charlotte Gindreau, Bianca Lang-Bognár, Barbara Markert, Andreas Möller, Bettina Krause



melterich

Rabea Rogge
Astronautin



Frank Labke / Roeckl

Anette Roeckl
Unternehmerin



© BMW Group

Claudia Fräßdorf
Designerin



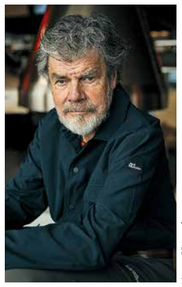
© Lucia Jost

Langston Uibel
Schauspieler



Laurent

Francis Kurkdjian
Parfümeur



Anna Heupel

Reinhold Messner
Bergsteiger



Sven Hoffmann

Iris von Arnim
Unternehmerin



Basic Net Group

Lorenzo Boglione
Unternehmer



Privat

Josh Wood
Hairstylist



Kristy Sparow / Getty Images

Iris Berben
Schauspielerin



Bundesregierung / Steffen Kugler

Reem Alabali Radovan
Ministerin



© Whitewall

Jasmina Cibic
Künstlerin



Eintracht Frankfurt / Wertheim Village

Joshua Abuaku
Leichtathlet



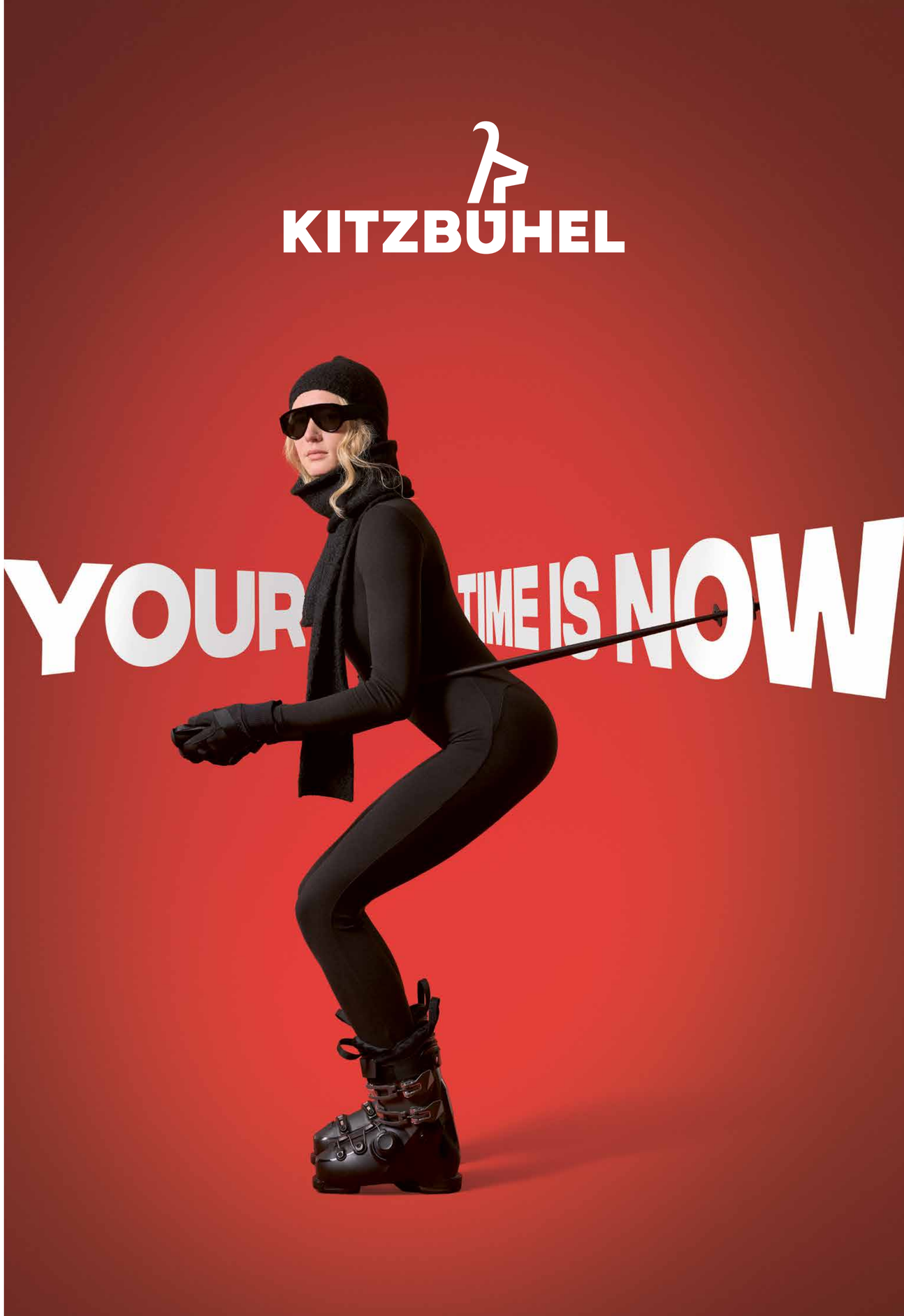
Carl Hansen & Son

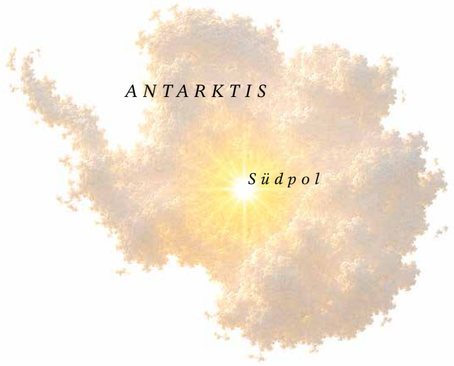
Knud Erik Hansen
Unternehmer



Morgan Norman

Luca Nichetto
Designer





Wo alles Überflüssige *verschwindet*

Sie war die erste deutsche Frau im All. Trotzdem würde Rabea Rogge ihre letzte Reise auf der Erde antreten – auf Skiern durch die Antarktis. Warum sie Grenzerfahrungen sucht und gerade extreme Orte ihren Blick auf das Leben und sich selbst schärfen.

Wenn ich verreise, suche ich keine Sehenswürdigkeiten. Ich suche auch keine Orte, die ich anschließend von einer Liste streichen kann. Mich reizt etwas anderes. Ich mag Reisen, auf denen das Leben plötzlich ganz einfach wird. Dann geht es nur noch darum, wo ich mein Zelt aufschlage, wie ich mein Essen organisiere oder wie wir als Team die nächste Etappe schaffen. Diese Reduktion empfinde ich als befreiend. Mein Kopf wird klar. Im Alltag arbeite ich als Robotikforscherin, denke über Algorithmen, autonome Systeme und wissenschaftliche Fragestellungen nach. Auf einer Expedition muss ich dagegen vor allem präsent sein. Das ist für mich die größte Form der Erholung.

Deshalb zieht es mich immer wieder hinaus. Auf mehrtägige Wanderungen, lange Fahrradtouren – oder Expeditionen in Polarregionen. Natürlich spielt die Herausforderung dabei eine Rolle. Aber sie ist nie Selbstzweck. Mich interessiert, was sie mit mir macht. In unbekannten Situationen lerne ich immer etwas über mich selbst. Wie ich mit Unsicherheit umgehe. Mit Erschöpfung. Mit Angst. Mit anderen Menschen. Ich glaube, deshalb faszinieren mich extreme Umgebungen. Sie zeigen einem sehr schnell die eigenen Grenzen – und manchmal auch, dass sie weiter entfernt liegen, als man dachte.

Wenn mir nur noch eine einzige Reise auf der Erde bliebe, würde sie deshalb in die Antarktis führen. Weniger, weil sie der entlegenste Ort der Welt ist. Sondern weil sie für mich eine Geschichte erzählt. Seit vielen Jahren faszinieren mich die großen Polarexpeditionen. Besonders die von Ernest Shackleton. Der britische Polarforscher wollte vor mehr als 100 Jahren als erster Mensch die Antarktis zu Fuß durchqueren. Seine Expedition scheiterte dramatisch. Trotzdem brachte er seine gesamte Mannschaft nach mehr als 600 Tagen im Eis lebend zurück. Inzwischen gab es schon einige Antarktis-Durchquerungen. Die Route, die Shackleton ursprünglich gehen wollte, würde ich gern selbst erleben. Um zu erfahren, was Menschen an einen Ort zieht, an dem fast alles Überflüssige verschwindet.

Die Antarktis ist wie ein anderer Planet. Eine Eiswüste. Keine Bäume. Kaum Farben. Fast nichts lenkt ab. Vielleicht reizt sie mich gerade deshalb. Für fast 50 Tage reduziert sich das Leben auf das Wesentliche. Plötzlich geht es nur noch um die einfachen Fragen: Wie halte ich mich warm? Wie organisiere ich meine Ausrüstung? Wie funktioniert unser Team? Man kann es sich nicht leisten, frustriert zu sein oder nicht ehrlich zu sagen, wenn die Kräfte nachlassen. Diese Ehrfurcht vor einer Landschaft kenne ich von Spitzbergen, wo ich an kleineren Polarexpeditionen teilgenommen habe. Und genau dieses Gefühl hatte ich noch einmal – als ich die Erde aus dem All sah.

Der Blick aus dem All war trotzdem noch einmal etwas anderes. Er hat mir vor allem eines geschenkt: Perspektive. Von dort oben wirkten unsere Krisen nicht kleiner, aber sie standen plötzlich in einem größeren Zusammenhang. Mir wurde bewusst, welche Voraussetzungen wir auf diesem Planeten haben. Wir leben auf einer Erde, die Leben ermöglicht, und verfügen über Technologien, die vor wenigen Jahrzehnten noch reine Science-Fiction gewesen wären. Ich glaube, wir stehen als Menschheit erst am Anfang. Der bewegendste Moment war nicht der Start und auch nicht der erste Blick auf die Erde. Dafür war alles zu überwältigend. Erst am zweiten Tag nahmen wir uns bewusst einen ganzen Orbit Zeit, um einfach nur hinauszuschauen. 90 Minuten lang. Gemeinsam als Crew. Wir staunten über die Farben der Erde, den riesigen Ozean und das Packeis in der Arktis. Australien wirkte wie ein anderer Planet, die Pole erinnerten an die Monde unseres Sonnensystems. Plötzlich schien die Erde viele Welten in einer zu vereinen. Selbst die Polarregionen, die ich von Expeditionen bereits kannte, erschienen mir neu. Aus dem All waren sie kein weißer Fleck mehr, sondern voller Strukturen, Risse und eigenartiger Formen. Ich hatte das Gefühl, einen vertrauten Ort zum ersten Mal wirklich zu sehen.

Vermisst habe ich dort oben erstaunlich wenig. Dreieinhalb Tage sind eine kurze Zeit. Vielleicht hätte das Essen besser sein können. Wie sehr einem etwas Alltägliches fehlen kann, habe ich eher während meiner drei Monate auf See erlebt. Dass es zum Beispiel unmöglich war, einfach loszulaufen. Seitdem renne ich manchmal nur deshalb ein Stückchen, weil ich es kann.

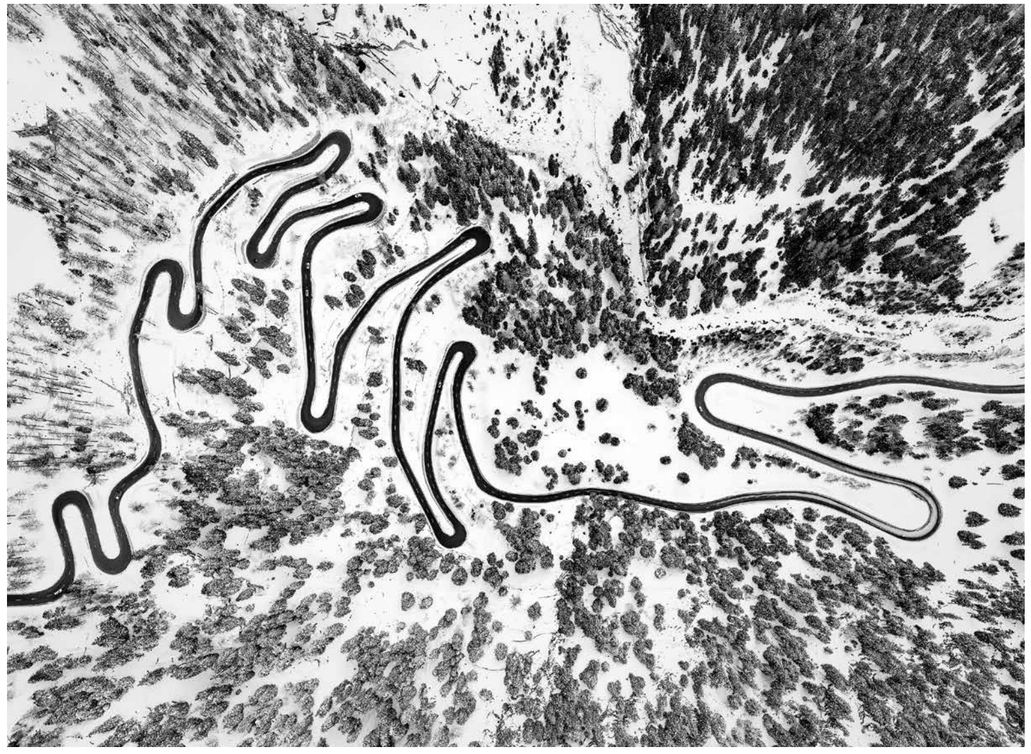
Vielleicht ist das der Grund, warum meine letzte Reise in die Antarktis führen würde. Nicht, weil ich dort noch nie gewesen bin. Sondern weil ich mit einer neuen Perspektive zurückkommen möchte. Ich sammle keine Orte. Ich sammle Erfahrungen.

Ich glaube, wir haben ein wenig verlernt zu staunen. Wir verlieren uns leicht in unseren Alltagssorgen und sehen vor allem das, was nicht funktioniert. Dabei leben wir in einer faszinierenden Welt voller Möglichkeiten. Ich wünsche mir, dass wir diesen konstruktiven Optimismus wiederfinden und den Mut behalten, neugierig zu sein. Dass wir das Staunen nicht verlernen. Denn genau dort beginnt für mich jede große Reise.

Rabea Rogge, geboren 1996 in Berlin, ist Elektroingenieurin, Robotikforscherin und Astronautin. 2025 flog sie mit der privaten Fram2-Mission als erste deutsche Frau ins All und umrundete die Erde über Nord- und Südpol. Sie promoviert an der NTNU in Trondheim über autonome Systeme für extreme Umgebungen. 2026 erschien ihr Buch »Ein (bisschen) Weltraum für Alle – Gedanken einer Astronautin zu Expeditionen, Robotern und Zukunftsvisionen«.



THE GLACIER SERIES / No. TGLS12 / 2018



THE SWISS PASS SERIES / No. TSPS1 / 2020

BUTHAN

Thimpu

Ein Bild des *Friedens*

Annette Roeckl, Chefin des Handschuhunternehmens, hat im Himalaja das Glück der Einfachheit gefunden.

Ich war vor drei Jahren in Bhutan, weil ich dieses abgeschiedene Land einmal erleben wollte, bevor seine Ursprünglichkeit schwindet. Es ist ja ein Land an der Schwelle. Man kann als Individualreisende noch nicht dorthin reisen, also habe ich mich einer Exkursion des Alpenvereins auf den Chomolhari angeschlossen, einen der berühmtesten Berge Bhutans mit über 7000 Metern Höhe im Himalaja. Eine Woche im Zelt auf dem Chomolhari-Track – da ist nichts mehr außer Bergen. Irgendwann siehst du den Gipfel im Morgengrauen, ein mystisches Bild, das ich nie vergessen werde, ein Bild des Friedens. Anschließend bereiste ich mit einem Guide noch das Landesinnere. Diese Tour hat mich tief berührt: die Ursprünglichkeit, wie sehr die Menschen mit dem buddhistischen Glauben verbunden sind, die Kultur und Natur – es ist ein völlig anderes Leben. Ihr Land, ihr König und ihr Glaube stehen für die Menschen über allem.

Es gibt sehr viele Feste, für die alle ihre traditionellen Gewänder anziehen. Die Menschen kleiden sich auch für alle offiziellen Anlässe so – das ist vom König vorgegeben. Selbst die jungen Leute sind überzeugt, dass der König weiß, wo es langgeht, weil er einen höheren Auftrag hat. Auf den Klösterfesten, die ich besuchte, tanzten Mönche mit kunstvoll geschnitzten Masken – und die Menschen haben sich zutiefst damit verbunden. Ich spürte diese Verwurzelung, diese Spiritualität, die wir so nicht mehr kennen. Sie fühlte sich für mich so lebendig an und heilsam. Diese Reise war für mich ein totaler Slowdown, bei dem sich vieles relativiert hat.

Auch die Architektur hat mich beeindruckt: Alles ist so kunstvoll geschnitzt und verziert, zum Beispiel die Zongs, die typischen Festungsklöster in Bhutan, oder das Tigernest-Kloster, das sich auf unglaubliche Weise an den Felsen schmiegt, auf den es gebaut wurde. Es steht da seit Jahrhunderten und strahlt Kraft aus, was mir Ehrfurcht einflößt. Bhutan ist nach unseren Maßstäben nicht reich, aber man gibt sich Mühe bei allem, überall steckt Herzblut drin. Während wir hier im Westen immer hetzen, überlegt man dort mit Bedacht, wie die Dinge zu gestalten sind für die Familie, die Gesellschaft, die Nachkommen.

In der Hauptstadt Thimpu gibt es eine königliche Handwerksschule, eine Universität für traditionelle Handwerkskünste. Es hat mich natürlich als Chefin eines Handwerksunternehmens begeistert, wie junge Menschen schnitzen, töpfern, sticken oder weben lernen, wie alles weitergeht. Zwei handgewebte Stoffe habe ich mitgenommen, der eine liegt nun auf meinem Sofa, den anderen benutze ich als Tischdecke. Sie erinnern mich an die Zeit in Bhutan: an das Glück der Einfachheit, die Schönheit der Natur und eindrückliche Begegnungen. Ich fühlte mich dort eingebunden in ein größeres Ganzes, ins Leben. Ich bin keine Buddhistin, aber Bhutan hat etwas in meinem Inneren angesprochen. Die Art der Menschen dort, die verstehen, dass es nicht nur um sie selber geht. Das vergessen wir in unserer Gesellschaft manchmal.

Annette Roeckl, 59, gehört der sechsten Generation des Münchner Handschuhspezialisten an. Sie wurde im elterlichen Betrieb ausgebildet und übernahm 2003 als erste Frau die alleinige Leitung der Handschuhmarke, die sie zu einem Accessoirelabel ausbaute.



THE OLIVE FIELD SERIES / No. TOS19 / 2021

ITALIEN

Toskana

Tür zur *Berufung*

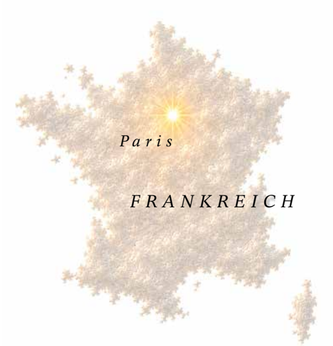
Grüne Hügel und ein verwunschenes Haus: wo Automobil-Designerin Claudia Fräßdorf ihre künstlerische Bestimmung entdeckte.

Mein Sehnsuchtsort ist die Toskana. Früher bin ich mit meinen Eltern in allen Ferien nach Italien gereist, oft sind wir wochenlang durch das Land gefahren zu den Kulturstätten oder ans Meer. Mein Vater interessierte sich für Geschichte und Architektur, meine Mutter für Mode und Menschen. Ich glaube, sie hatten eine stille Sehnsucht nach Schönem, weil sie sonst mit Kunst oder Design nicht viel zu tun hatten. Meine Mutter war Industriekauffrau und mein Vater Ingenieur. Er wünschte sich, dass meine Schwester und ich in seine Fußstapfen treten, aber bei mir war das hoffnungslos. Ich zeichnete lieber, als zu rechnen. Als ich in der Grundschule meinen Berufswunsch zu Papier bringen sollte, zeichnete ich eine Figurine mit einem Kleid. Meine Eltern waren irritiert. Als ich 14 Jahre alt war, fuhren wir über Ostern in die Toskana. Meine Eltern hatten ein Haus gemietet, nicht weit von San Gimignano und Siena. Es hieß Colle Verde und lag auf einem Hügel mit wunderschöner Aussicht. Den Holzofen in der Küche musste man selbst beheizen. Das Haus hatte viele hohe Räume – und unser italienischer Vermieter hatte uns gebeten, einen Raum nicht zu betreten. Er gehöre seiner Tochter, die Kunst studiere und nicht oft vor Ort sei, erzählte er.

Mir war sofort klar: Ich muss in diesen Raum. Irgendwann wagte ich es, die Tür zu öffnen – und das war wie eine Erleuchtung für mich. Überall lagen Zeichnungen herum, darunter viele Modeskizzen. Ich habe dort zum ersten Mal gesehen, dass jemand lebt, wovon ich träumte, und begriffen, dass man aus Kunst einen Beruf machen kann. Dass ich kein kreatives Umfeld brauchte, um auch zu gestalten. Alle Fragezeichen in meinem Kopf verschwanden. Ich fand meinen Fokus. Ich habe diesen Raum geliebt mit seinen Staffeleien und den schönen Zeichnungen. Genauso wie ich diesen Ort geliebt habe in der ursprünglichen Landschaft mit seinen Schafen.

Wenn heute viel los ist, denke ich oft an diesen Ort, den weiten Blick und die Klarheit, die sich bei mir dort einstellte. Kunst braucht Rückzug, gerade in der gehetzten Welt, in der wir heute leben. Ich suche diesen Rückzug in der Natur, am liebsten auf Spaziergängen, bei denen ich in Täler blicken kann, oder im Garten, in dem ich früher schon mit meiner Großmutter an den Pflanzen rumgeschnippelt habe. Oder aber ich male, wie die Frau, deren Zimmer mich so prägte und deren Namen ich nicht einmal weiß. Ich male nur so für mich, auf Leinwand. Das gibt mir viel Kraft. Jedes Jahr an Ostern spüre ich, wie die Sehnsucht besonders groß wird nach Colle Verde. Wenn die Luft klar ist, die Sonne zurückkommt, ich kurz auftanken kann. Ich könnte das Haus sofort zeichnen, den Raum, der in meinem Innern verankert ist, ich habe ihn fotografisch im Kopf. Es ist mein kleiner Schatz, den ich in mir trage. Bis ich irgendwann wirklich in dieses Haus zurückkehre.

Claudia Fräßdorf, 48, leitet seit 2024 das Farb- und Materialdesign der BMW Group für die Marken BMW, Mini, Alpina und Rolls-Royce. Sie studierte Textildesign an der Staatlichen Akademie der Bildenden Künste Stuttgart, bevor sie für die Automobilindustrie tätig wurde.



Der *Himmel* über Paris

Der Blick nach oben und das Lebensgefühl in seiner Geburtsstadt bleiben für den Star-Parfümeur Francis Kurkdjian unübertroffen.

Egal, wohin mich meine Reisen führen, ich wünsche mir immer, nach Paris zurückzukehren. 20 Minuten östlich vom Stadtzentrum bin ich geboren, und so lange ich denken kann, hat es mich ins Herz von Paris gezogen, meiner unerschöpflichen Inspirationsquelle.

Besonders im Zentrum gibt es diese Luft, diesen interessanten Horizont. Der Himmel über Paris ist einfach magisch. Es muss das Zusammenspiel sein mit der klassischen Architektur, den Haussmannschen Straßenzügen, dem Grau der Dächer, dem Gold der Kuppeln und dem Spiel der Sonne. Es gibt nur wenige Hauptstädte, in denen der Himmel für mich eine so große Bedeutung hat. New York etwa, wo ich einige Jahre gelebt habe. Aber in Paris ist der Blick nach oben meine Flucht aus dem Alltag wie nirgendwo sonst. Von der Terrasse meiner Wohnung in Guy Môquet, an der Grenze zwischen dem 18. und 17. Arrondissement, blicke ich gern hinauf. Von hier kann ich aber auch den Tour Montparnasse, den Eiffelturm, ein Stück des Arc de Triomphe und links davon Sacré-Cœur sehen.

Ich habe nicht das Bedürfnis, der Stadt zu entfliehen, ich liebe mein Viertel, die Flohmärkte von Saint-Ouen oder im Süden den Markt an der Porte de Vanves. Dort stöbere ich stundenlang nach verstaubten Schätzen, die man immer mal wieder findet. Wenn ich nur mehr einen einzigen Tag in Paris hätte, würde ich im Restaurant »Pierrot« im 2. Arrondissement zu Mittag essen, meiner Kantine. Kein Weg wäre mir zu weit für dieses Bistro, für seine Miesmuscheln aus Spanien, die im Ofen mit Butter, etwas Knoblauch und Petersilie zubereitet werden.

Ich würde auch ein Museum besuchen: das Nissim de Camondo oder das Jacquemart-André, beide befinden sich in wunderschönen Stadtpalais aus dem 19. Jahrhundert, die bedeutenden Geschäftsleuten gehörten mit einer großen Leidenschaft für Kunst- und Einrichtungsgegenstände aus dem 18. Jahrhundert.

Anschließend würde ich durch den Jardin du Parfumeur in Versailles streifen, bei dessen Restauration ich geholfen habe. Es ist ein wunderschöner Garten gut 20 Kilometer von Paris und 20 Gehminuten vom Schloss entfernt. Unter Louis XV. diente er als Pflanzenschule, die das ganze Schloss mit Blumen versorgte. Er besteht aus drei Bereichen. Es gibt ein großes zentrales Quadrat, ähnlich wie in einem französischen Barockgarten, mit Kräutern, Rosen, Lavendel und Iris. Dazu einen restaurierten Obstgarten mit Spalierobst, dessen Bäume – wie im 17. Jahrhundert üblich – an den Mauern gezogen werden.

Und schließlich gibt es den kleinen »geheimen Garten« mit einer winzigen Tür und einem riesigen Ficus, den wir zusammen mit Madonnenlilien, einem Beet voller Veilchen und Maiglöckchen gepflanzt haben. Im Laufe der Jahreszeiten blühen dort erst die Fliederbüsche, dann die Pfeifensträucher, später die Rosen und schließlich die Jasminblüten. Es ist einfach fabelhaft.

Francis Kurkdjian, 57, ist ein vielfach ausgezeichneter Parfümeur. Er schuf u.a. für Jean Paul Gaultier den Erfolgsduft »Le Mâle«. Heute arbeitet er als Kreativchef von Dior Parfum. Die Dokumentarfilmreihe »Icons« (Amazon Prime) widmet ihm in diesem Jahr eine Episode.



Rückblicke *und* Ausblicke

Der Berliner Schauspieler Langston Uibel träumt sich in seine Vergangenheit, die seine Weltsicht prägte.

Ich bin in Streatham Hill, im Süden Londons, geboren und aufgewachsen. Wenn ich nur noch einmal reisen könnte, dann dorthin. Um noch einmal dort die Luft zu atmen, wo alles begann. Ich bin stolz, mir heute meine Träume erfüllen zu können, und denke oft zurück an meine Kindheit in London. Wir wohnten als fünfköpfige Familie in einem der typisch viktorianischen Reihenhäuser. Die Tür ging auf, direkt danach kam die Treppe. Wir hatten kaum mehr als 70 Quadratmeter auf zwei Etagen. Die Umgebung war schön, aber unspektakulär, geprägt von vielen Lebensrealitäten der mittleren bis unteren Working Class, von sozialem Wohnungsbau und Schwarzen Menschen.

Am stärksten hat mich die internationale Community dort geprägt. Ich bin mir seither bewusst, dass meine Perspektive auf die Welt immer nur ein sehr kleiner Ausschnitt ist. Mein Papa hatte in der Nachbarschaft den ersten Buchladen mit Fokus auf Schwarze Literatur, danach eröffnete er eine Saftbar in Brixton. Meine Schule lag direkt um die Ecke, und meine Klasse besuchte meinen Vater einmal in seiner Bar. Dort habe ich das erste Mal das Gefühl von Eifersucht gespürt. Mein Vater saß umringt von meiner Klasse, erklärte die unterschiedlichen Früchte und aus welchen Ländern sie kommen. Mich hat er dabei ganz normal behandelt, als wäre ich nur ein Schüler aus der Klasse. Ich erinnere mich genau, wie doof ich das fand und wie ich die ganze Zeit das Bedürfnis hatte zu sagen: Hey, aber das ist mein Vater!

Wäre ich jetzt dort, äße ich morgens ein klassisches English Breakfast mit Rührei und Bacon in einem der kleinen Cafés. Dann würde ich in einem der Charity Shops stöbern, das sind Vintageläden, die den Profit an gemeinnützige Organisationen spenden. Da findet man immer ziemlich gute Sachen. Nach einer Stippvisite zu meiner alten Schule würde ich mich in die Victoria Line Richtung Dalston setzen, weil mein Papa da jetzt seine Dalston Jazz Bar betreibt. Auf dem Rückweg ginge es per Taxi durch die nächtliche Stadt, denn von dem Gefühl, über die imposanten Brücken Londons zu fahren, kann ich nie genug bekommen. Die Ausblicke sind absolut beeindruckend.

Ich bin regelmäßig für meinen Job in London und sehe dort auch vieles, was gesellschaftlich nicht funktioniert: eine krasse Trennung der Schichten, sehr viel Elend und Armut. Und niemand kümmert sich. Darum bin ich kein Fan davon, Städte wie New York oder London zu romantisieren.

London ist immer ein Teil von mir. Aber Berlin, wo ich seit 2006 wohne, ist mein Zuhause. Ich bin viel unterwegs, und jedes Mal, wenn ich in Berlin lande, ist da sofort diese angenehme Ruhe in mir. Wäre ich nicht nach Deutschland gekommen, wäre ich wohl auch nicht Schauspieler geworden. Hier muss man sich nicht um teure Studiengebühren sorgen und kann sich privilegierte Sperenzchen wie eine Schauspielausbildung leisten.

In London wäre mir das nicht möglich gewesen. Aber das ist auch nicht schlimm. Dort hätte ich vermutlich Politikwissenschaften studiert. Und eines Tages in die Politik zu gehen, kann ich mir bis heute vorstellen.

Langston Uibel, 28, wurde durch Serien wie »Unorthodox« und »Dogs of Berlin« berühmt. In diesem Jahr ist er mit »2 Hot 2 Die« und »Bibi Blocksberg« im Kino zu sehen und in Tschechows »Die Möwe« am Schauspielhaus Düsseldorf.

DOUCAL'S
Italy 1973
Made with Kindness.

HÄNDE, DIE VON GEDULD GELEITET WERDEN. HERZEN, DIE SICH DER PERFEKTION VERSCHRIEBEN HABEN.
Seit Generationen widmen wir uns der Perfektion unseres Handwerks – mit der Zeit, die wahre Eleganz verlangt. So entstehen begehrenswerte Kreationen, geprägt von überliefertem Wissen und meisterhafter Handwerkskunst.
HERBST WINTER 26-27
DOUCALS.COM



Erinnerungen an den *Anfang*

Ein Leben lang hat der Extrembergsteiger Reinhold Messner die entlegensten Orte der Welt gesucht. Heute sehnt er sich dorthin, wo der Mensch klein wird – und manche Geheimnisse bewahrt bleiben.

Wenn mir nur noch eine einzige Reise bliebe, würde sie wohl nach Südpatagonien führen. Oder zum Machapuchare im Himalaja. Das sind zwei Sehnsuchtsorte, die unterschiedlicher kaum sein könnten – und doch erzählen sie dieselbe Geschichte.

Südpatagonien gehört für mich zu den großartigsten Landschaften der Erde. Das Licht dort ist unvergleichlich. Die Farben wirken wie Pastelltöne. Es ist ein trockenes, archaisches Land, ständig vom Wind geformt. Nichts ist geschniegelt, nichts für den schnellen Blick. Diese Landschaft verlangt Zeit. Und sie lehrt Demut. Es gab einmal eine Zeit, da habe ich ernsthaft darüber nachgedacht, nach Südpatagonien auszuwandern. Ich bekam sogar das Angebot, dort ein riesiges Stück Land zu übernehmen. Da hätte ein Tag nicht gereicht, um es mit dem Pferd zu umrunden. Die Vorstellung hat mich fasziniert. Trotzdem bin ich Südtiroler geblieben. Aber die Sehnsucht nach dieser Weite hat mich nie verlassen.

Dürfte ich wirklich nur noch eine Reise unternehmen, würde ich gemeinsam mit meiner Frau dorthin gehen. Ich würde mir eine kleine Farm aufbauen, mich selbst versorgen und dort bis an mein Lebensende bleiben.

Patagonien begleitet mich seit Jahrzehnten. Dort stehen Berge wie der Cerro Torre, die mich über viele Jahre beschäftigt haben. Ich habe Bücher darüber geschrieben und Filme gedreht. Vor allem aber habe ich dort verstanden, was große Landschaften mit einem Menschen machen. Sie rücken die Maßstäbe zurecht. Man kommt sich plötzlich klein vor. Und genau darin liegt ihre Größe.

Der Machapuchare (nepalesisch für »Fischschwanz«) steht für ein anderes Kapitel in meinem Leben. Für mich ist er einer der schönsten Berge der Welt. Ich habe ihn umrundet, um herauszufinden, ob es überhaupt einen möglichen Weg zum Gipfel gibt. Besteigen darf ihn niemand. Der damalige König von Nepal hatte ihn für heilig erklärt. Der Machapuchare gilt als Sitz des »Buddhas des grenzenlosen Lichts«. Heute denke ich: Vielleicht liegt genau darin seine Kraft. Ein unbestiegener Berg besitzt mehr Geheimnis als einer, auf dessen Gipfel schon Hunderte Menschen gestanden haben. Er bewahrt etwas, das in unserer Zeit selten geworden ist: das Unerreichbare.

Diese Erkenntnis ist mit den Jahren gewachsen. Auch den Kailash in Tibet hätte ich unter besonderen Umständen besteigen können. Ich habe darauf verzichtet. Für die Menschen dort ist auch dieser Berg heilig. Eine Besteigung würden sie als Sakrileg empfinden. Als Bergsteiger muss ich nicht nur den Berg respektieren, sondern auch die Menschen, für die er seit Jahrhunderten ein heiliger Ort ist. Nicht alles, was möglich ist, muss getan werden. Vielleicht hat sich deshalb mein Blick aufs Reisen verändert.

Viele nennen mich einen Landschaftensammler. Das stimmt nur zur Hälfte. In Wahrheit war ich immer ein Sammler von Herausforderungen. Mich reizte zunächst nicht die Schönheit einer Landschaft, sondern die Frage, ob sich etwas verwirklichen ließ. Was muss ich mitnehmen, wenn ich die Antarktis zu Fuß durchqueren möchte? Kann ich einen neuen Weg auf einen Berg finden? Was braucht es, um wochenlang durch Eis oder Wüste zu ziehen? Mich faszinierte die Aufgabe. Erst viel später habe ich begriffen, dass mich die Landschaften mindestens ebenso geprägt haben wie die Abenteuer selbst.

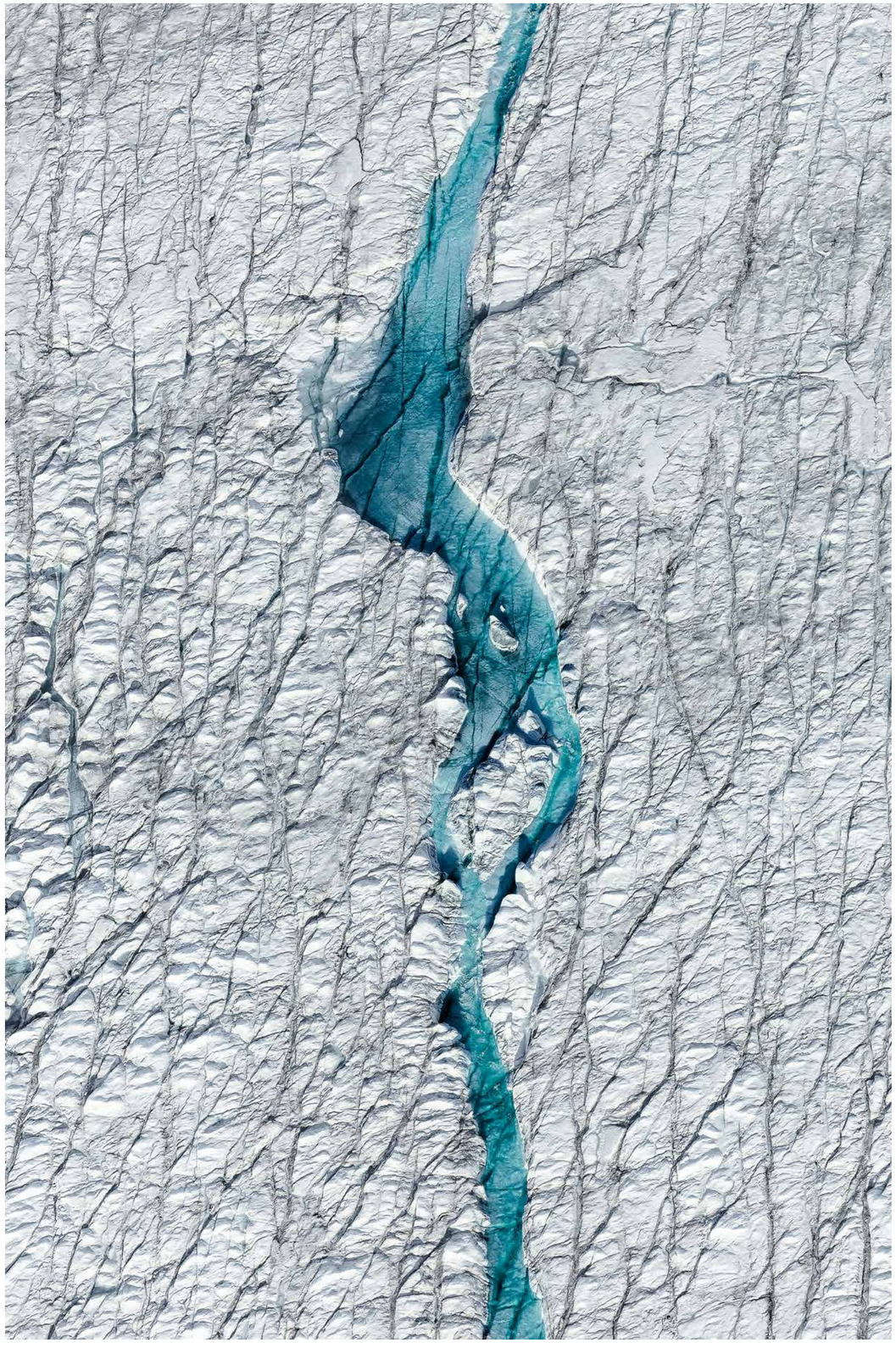
Fast alle meine Expeditionen entstanden aus den Fehlern anderer. Jemand war gescheitert, und ich fragte mich: Warum? Welche Entscheidungen waren falsch? Was müsste man anders machen? Daraus entwickelte ich meine eigene Logistik, meine eigenen Ideen und schließlich meine Reisen. Heute sieht das Unterwegssein anders aus. Die Welt wird erschlossen. Satelliten zeigen jeden Winkel der Erde. GPS nimmt uns die Orientierung ab. Als ich meine großen Expeditionen begann, war das anders. Damals musste man Entscheidungen treffen, Verantwortung übernehmen und sich manchmal auch verirren. Das eigentliche Abenteuer begann oft dort, wo die Karten endeten.

Ich werde oft gefragt, welche meiner Reisen mir in besonderer Erinnerung geblieben ist. Nach mehr als 60 Jahren Expeditionen – die Kletterjahre in den Dolomiten nicht einmal mitgerechnet – fällt es mir schwer, eine einzelne herauszugreifen. Meine Erinnerungen haben sich im Laufe der Jahrzehnte übereinandergelagert wie geologische Schichten. So wie aus Korallenriffen und Sedimenten über Jahrmillionen ganze Gebirge entstehen, ist es mit meinen Reisen. Jede Expedition hinterlässt ihre Spur. Am Ende ist daraus ein einziges großes Gebirge aus Erinnerungen geworden.

Vielleicht würde ich deshalb noch einmal nach Südpatagonien reisen. Nicht, weil ich dort noch etwas beweisen müsste. Sondern weil diese Landschaft mich an den Anfang erinnert – an die Neugier, an die Ehrfurcht und an das Gefühl, dass die Welt immer größer sein wird als der Mensch.

Und dann gibt es da noch einen Ort in Südtirol, gar nicht weit von meinem Zuhause. Für mich ist er einer der schönsten Plätze auf der Welt überhaupt. Ich werde aber nicht verraten, wo er liegt. Sonst wäre ich auch so ein Influencer, einer von denen, die alles kaputtmachen. Heute genügt ein einziges Foto in den sozialen Medien, und aus einem stillen Flecken wird ein Ausflugsziel. Das ist der Preis unserer Zeit. Manche Orte sind gerade deshalb kostbar, weil sie ihre Stille behalten dürfen.

Reinhold Messner, geboren 1944 in Südtirol, ist einer der berühmtesten Abenteurer unserer Zeit. Er bestieg als erster Mensch alle 14 Achttausender und durchquerte später unter anderem die Antarktis und die Wüste Gobi. Am 7. Oktober erscheint »Lebenszeit – Vom Wert der Vergänglichkeit«, ein gemeinsam mit seiner Frau Diane geschriebenes Buch über das Älterwerden und die Kostbarkeit unserer Lebenszeit.



THE TWO DEGREES SERIES / No. TTDS17 / 2018



Ordnung und *Tortellini*

Modeunternehmer Lorenzo Boglione kommt aus dem Schwärmen über seine Heimatstadt gar nicht heraus: das Unterstatement, der Po, die Berge, das römische Raster, das Design und die immer gleiche Panna e Prosciutto.

Die letzte Reise meines Lebens müsste mich zurückführen an den Ort, an dem ich geboren wurde, wo ich aufwuchs und geprägt wurde: Turin. Ich bin immer viel unterwegs, war gefühlt schon in jeder Ecke der Welt, habe in Paris und London studiert, eine Zeit in Madrid gelebt, aber ich habe nirgendwo diese Lebensqualität gefunden wie hier. Privat ist es für mich wichtig, aus der Stadt fliehen zu können, freitagnachmittags die Kinder abzuholen und zum Abendessen in den Bergen zu sein: Schönheit ohne Lärm, Natur ohne Aufwand. Arbeit und Familie – alles ist in einem Radius von einer Stunde. Die Wege sind kurz, die Schulen nah, der Takt ist menschlich. Du kennst alle, gehst jeden Morgen zum Kaffee in dieselbe Bar oder wie ich seit Kindheitstagen zum selben Friseur. Dorfgefühl in der Stadt. Ich lebe heute im historischen Zentrum, aufgewachsen bin ich auf den Hügeln mit großem Garten, Blick über Stadt auf die Berge und den Po. Ich liebe Skifahren und Segeln, draußen sein. In 20 Minuten bist du im Grünen, in einer Stunde auf 3000 Metern Höhe. Das ist unbezahlbar.

Der Flughafen liegt 15 Minuten vom Zentrum entfernt, die Züge bringen dich schnell nach Mailand, Bologna, Florenz. Es ist eine sehr gute Stadt zum Leben, Arbeiten, Kindergroßziehen. Und sie ist gerade im Vergleich zum globalen Hub Mailand günstig. Die Leute hier sind ehrgeizig, aber nicht besessen wie in Mailand oder Paris, wo du ständig die Karriereleiter nach oben klettern musst, um dir die Stadt leisten zu können. Hier kannst du auch CEO werden und musst dann halt etwas mehr durch die Welt fliegen. Aber der Alltag in Turin ist entspannter, weniger aggressiv, das macht das Arbeiten auch leichter und nachhaltiger.

Turin ist Teil unseres Erfolgs. Hier sind wir verwurzelt, unsere erste Marke Kappa wurde hier gegründet, Superga startete als Gummistiefelfabrik am Hügel unter der Basilika Superga. Alle unsere sieben Marken haben hier ihren Sitz – und das ganz bewusst. Turin ist berühmt für sein Designtalent und geprägt von industriellen Erfolgsgeschichten: Fiat, Lavazza, Ferrero. Turin war einst Hauptstadt Italiens, die Königsstadt, sie liegt nah an Frankreich, ist reich an Kapital, Handel und Talent. Das römische Raster der Stadt spürst du bis heute: Ordnung, Klarheit, Pragmatismus. Hier herrscht eine Anpackkultur: Man sieht Probleme und löst sie. So ist es auch in unserer Familie, mein Bruder und ich haben unserem Vater geholfen, so wie man das auch bei der Feldarbeit macht, wenn es erforderlich ist. Mit den Leuten, die heute mit mir zusammenarbeiten, verbringe ich gerne Zeit. Soft Skills sind mir wichtig: Empathie, Vertrauen, gute Gespräche, gemeinsames Denken. Viele starten bei uns im Unternehmen, gehen nach ein paar Jahren nach Mailand – und kommen wieder zurück.

Die Liebe zum Detail liegt in der italienischen Kultur, das Feine, das Produkt, seine Proportionen und seine Haptik: Auch bei unseren Marken, die so viel Historie mitbringen, ist all das entscheidend. Ein gewisses Understatement zeichnet auch Turin aus. Du siehst kaum einen Porsche auf der Straße, aber die Garagen sind voll davon. Keiner hat Lust auf die Pose und das Luxustheater. In Mailand gehört die Bar zu Gucci, das Restaurant zu Prada und das Hotel zu Louis Vuitton. Ich gehe – wie schon mein Vater – ins immer gleiche Restaurant Vittoria, das seit 1918 in Familienhand ist, mein Vater bestellt seit 50 Jahren die Orecchiette und ich die Tortellini Panna e Prosciutto. Jeder hat sein Leibgericht, und die Bedienung wäre äußerst irritiert, würden wir etwas anderes bestellen. Die Schokoladendesserts dort stammen von der Traditionsmanufaktur Peyrano, die bis heute mitten in der Stadt produziert mit besten italienischen Haselnüssen und wenig Zucker.

Wenn ich die Augen schließe, dann sehe ich den Fluss, das Licht, die Basilika Superga und das römische Raster. Ich sehe den Po und das Grün – so wie vom Flugzeug aus, wenn man von Osten die Stadt anfliegt. Ich liebe diesen Blick, den keine andere Stadt bietet. Unzählige Male habe ich ihn fotografiert, mein ganzes Handy ist voller Aufnahmen von dieser Stadt beim Landeanflug auf meinen Heimreisen. Das ist mein Turin. Hier stehe ich mit beiden Beinen auf dem Boden, Blick auf die Alpen, Hand am Produkt, Entscheidungen aus dem Bauch.

Lorenzo Boglione, 40, führt seit 2025 mit seinem Bruder die BasicNet Group aus Turin, die ihr Vater 1994 mit der Übernahme der Modemarke Kappa gegründet hatte. Die Gruppe hat viele ikonische Labels wie K-Way, Superga, Sebago oder Sundeck wiederbelebt und 2026 Woolrich gekauft.



Als die Welt noch *vor* ihr lag

Abenteuer im Paradies: Modemacherin Iris von Arnim sehnt sich zurück auf die Seychellen.

Wenn ich heute mit 81 Jahren nur noch eine Reise unternehmen dürfte, würde ich auf die Seychellen zurückkehren. Kein anderer Ort hat mein Leben so geprägt wie diese Inseln. 1972 war ich Ende 20, voller Neugier und wusste nicht, wohin das Leben mich führen würde. Hinter mir lagen schwere Monate, ein Autounfall, viele Wochen im Krankenhaus. Ich war damals eine Suchende. Ich lebte in München, hielt es in keinem Job lange aus. Mit einer Freundin beschloss ich, einfach aufzubrechen.

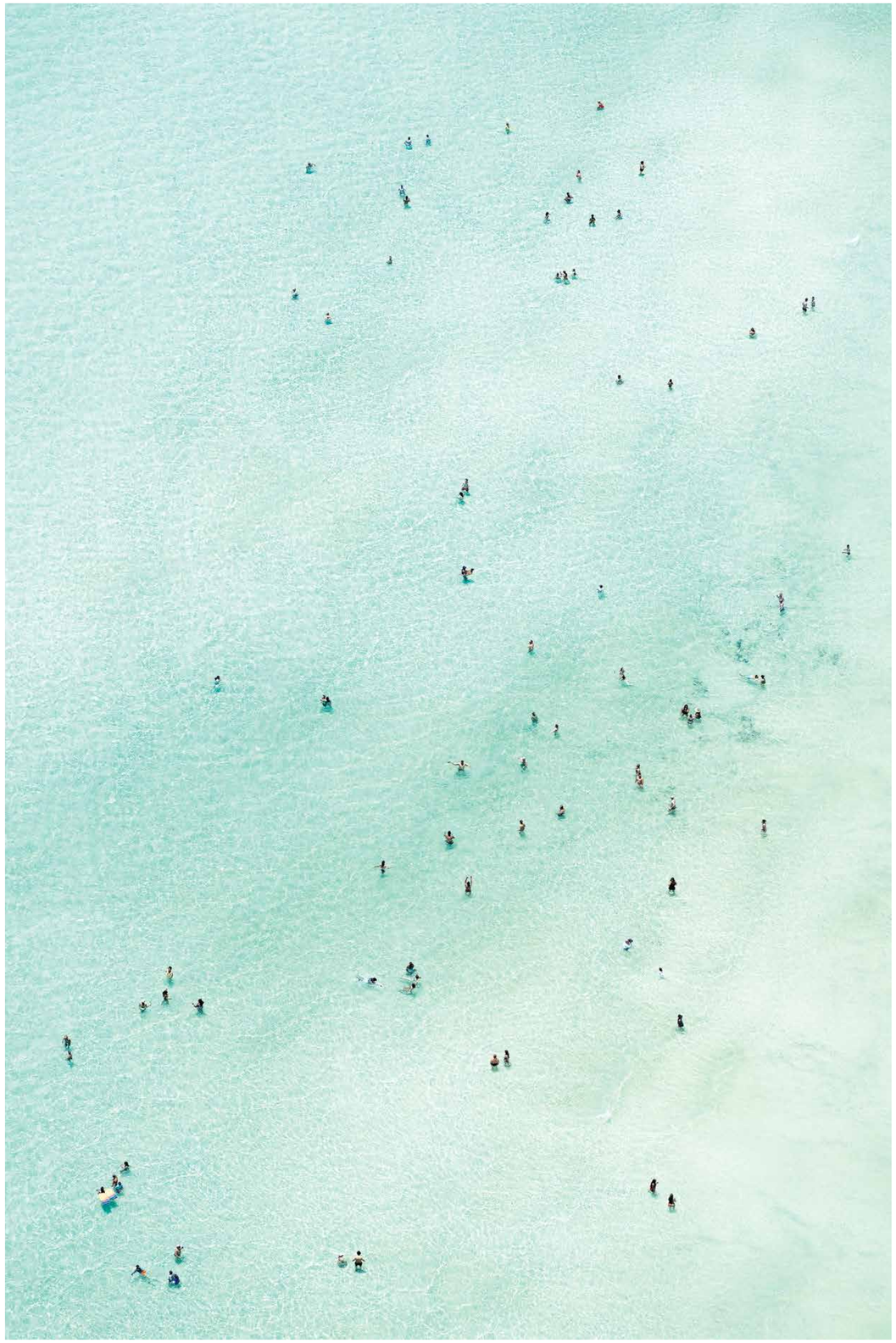
Die Seychellen waren damals kaum erschlossen. Der Präsident und sein Innenminister begrüßten am neuen Flughafen jeden ankommenden Gast persönlich per Handschlag. Ich erinnere mich genau an den ersten Blick auf die Insel: Alles strahlte. Das Blau des Meeres, der weiße Sand, die Granitfelsen zwischen den Kokospalmen. Ich war zum ersten Mal in den Tropen und hatte das Gefühl, im Paradies angekommen zu sein.

Wochenlang fuhren wir mit einem offenen Mini Moke über Mahé, die größte Insel. Wir machten Bootsausflüge, verbrachten ganze Tage am Strand. Alles war so pur und unschuldig. Die größte Entdeckung waren für mich die Seychellois, die Menschen dieser Inseln. Wir wurden eingeladen, aßen gemeinsam, waren neugierig aufeinander.

An einem Tag wanderte ich allein durch den Dschungel, verlief mich und baute mir, als es dunkel wurde, aus Palmenblättern ein provisorisches Lager für die Nacht. Am nächsten Morgen fand ich schließlich zum Wasser und schwamm mit der Strömung zurück. Meine Freundin hatte längst nach mir gesucht. Ich war erschöpft, aber auch unglaublich stolz. So passieren die besten Abenteuer: einfach ungeplant.

Nach einigen Wochen war unser Geld verbraucht, wir mussten zurück nach Deutschland. Als ich wenige Jahre später zurückkehrte, hatte der Tourismus bereits viel verändert. Ich bin dankbar dafür, die Inseln in ihrer Ursprünglichkeit erlebt zu haben. Und ich bin dankbar für dieses Gefühl von damals: die Leichtigkeit und die Gewissheit, dass alles möglich ist.

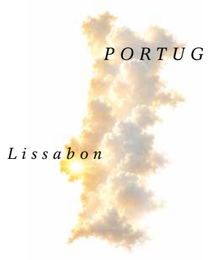
Iris von Arnim, 81, feiert diesen Herbst das fünfzigjährige Bestehen ihres Labels. In den Siebzigern entdeckte sie das Stricken, in den Achtzigern brachte sie Kaschmir nach Deutschland, in den Neunzigern eröffnete sie ihre erste eigene Boutique. Heute ist die Marke international tätig.



THE BEACH SERIES / No. TBES15 / 2021



THE BEACH SERIES / No. TBES06 / 2021



Alle Farben in *einer*

Starfriseur Josh Wood hat in Lissabon den großen Luxus eines einfachen, aber angenehmen Lebens gefunden.

Wenn man in London lebt wie ich und ein Service-Unternehmen führt mit 150 Angestellten, dann fühlt sich jede Reise an wie ein Gegenmittel zum arbeitsintensiven Alltag. Ich reise zwei bis drei Mal pro Monat beruflich: New York, Seoul, Berlin. Das Eintauchen in andere Kulturen ist für mich wie ein Kick. An einen Ort kehre ich immer wieder zurück: Lissabon. Vor über 20 Jahren war ich zum ersten Mal dort. Mir gefiel die Anonymität, die diese Stadt einem schenkt, das Unaufgeregte. Nichts wird dir aufgezwungen, du fügst dich ein und entdeckst alles selbst. Das ist ein unbezahlbarer Luxus.

Die Portugiesen denken nicht so hierarchisch wie die Briten. Da ich aus sehr bescheidenen Verhältnissen komme, mochte ich diese Denkweise auf Anhieb. Auf einen Friseur wird nicht herabgeschaut. Man schätzt hier Kreativität genauso wie Intellekt. Lissabon war einer der ersten Orte, an denen ich das so erlebt habe.

Ich bin seither jedes Jahr wiedergekommen, habe den Küstenort Comporta entdeckt mit seinen langen Sandstränden, eine Art Hamptons südlich von Lissabon. Heute bewege ich mich mit meinem Mann meist zwischen Lissabon und Faro. Wir übernachten bei einem Freund auf einer Farm, bevor wir weiterziehen in den Süden, in die Nähe von Tavira, nur wenige Kilometer von der spanischen Grenze entfernt. Wunderschön. Ich bin kein Rucksacktourist, ich schätze Qualität: schöne Bettwäsche, gutes Essen, ordentlichen Wein – der aber nicht teuer sein muss. Man bekommt hier überall ein gutes Glas für vier Euro, und kein Gast schaut bei diesem Preis komisch wie daheim. Man kann hier auf fantastischem Niveau leben. In London ist das unmöglich.

Jede Portugal-Reise beginnt und endet in Lissabon, wo wir gut essen und uns in Museen inspirieren lassen. Wir gehen sogar ins Theater, obwohl wir kein Wort von dem verstehen, was auf der Bühne gesagt wird. Die Leute sind offen, zugänglich, direkt, man kommt leicht ins Gespräch, sie sind – wenn man das noch so sagen kann – authentisch. Lissabon ist architektonisch eine vergleichsweise neue Stadt. Sie wirkt jung, jedes Parkhaus wird gefühlt kreativ genutzt, das gefällt mir.

Wäre Lissabon eine Farbe, dann wohl Weiß, denn Weiß besteht aus jeder Farbe des Spektrums: Die Stadt ist ebenso vielfältig – an Ideen, Literatur, Musik, Kunst, Essen. Außerdem verheißt Weiß Hoffnung und Möglichkeit.

Wenn ich die Augen schließe, stehe ich hoch oben in dieser Stadt, blicke auf den breiten Strom des Tejo, auf die Brücke Ponte 25 de Abril und das Meer dahinter. Große Städte, die am Wasser liegen, haben für mich etwas Magisches. Wäre es meine letzte Reise, dann würde ich mein Handy zu Hause lassen und zum Markt gehen, um Gemüse, Blumen und eine Flasche Wein zu besorgen. Das ist das große Talent Lissabons: Man kann gut und einfach leben, ganz unterm Radar.

Josh Wood, 59, startete seine Friseurkarriere bei Vidal Sassoon in Leeds und war zehn Jahre Kreativdirektor von Wella, bevor er sich in London selbstständig machte. Der Brite arbeitet für Mode- und Couturehäuser und stylte bereits die Beckhams, Claudia Schiffer sowie einst David Bowie.



THE FARMLAND SERIES / No. TFS03 / 2017



Zug fahren und *staunen* lernen

Schauspielerin Iris Berben träumt von einer sehr langen Reise mit der Transsibirischen Eisenbahn.

Ich hatte das Glück, in meinem Leben viel zu reisen, aber auf meiner Wunschliste standen lange noch zwei Destinationen: Die Antarktis habe ich vor ein paar Jahren endlich mit einem Expeditionsschiff erkundet. Die Fahrt mit der Transsibirischen Eisenbahn von Moskau über die Mongolei und die Wüste Gobi bis nach Peking steht noch aus. Ich hatte mit der Planung bereits angefangen, dann durchkreuzte Putin mit seinem Angriffskrieg mein Vorhaben. Seither ist Russland mit sehr viel Aggression besetzt und meine Reise praktisch nicht umsetzbar. Doch von dem Wunsch, sie zu unternehmen, lasse ich mich nicht abbringen. Mit der Zugfahrt möchte ich mich diesem Land anders annähern: Für eine deutsche Wochenzeitung durfte ich vor einiger Zeit eine Rezension schreiben über Anna Karenina von Tolstoi. Also las ich das Buch, das ich als junge Frau zuletzt gelesen hatte, noch einmal und entdeckte den Reichtum der russischen Geschichte neu. Mein Wunsch, einen Zug zu nehmen, wurde durch die Lektüre nur noch bestätigt.

Bahnreisen empfinde ich als besonders reizvoll. In meinem Alltag ist es nur selten möglich. Bei mir muss alles schnell gehen. Aus genau dieser Geschwindigkeit will ich ausbrechen und mich einer gewissen Unberechenbarkeit aussetzen. Man kann diese Fahrt in 16 Tagen machen, sie kann aber auch fünf Wochen dauern – je nachdem, wie viele Unterbrechungen man einplant. Noch weiß ich nicht, wo ich aussteigen werde. Vielleicht kommen im Zug gute Gespräche zustande und ich erhalte von Mitreisenden Tipps, was ich mir auf der Reise unbedingt ansehen soll. Mein Plan ist es, eine sehr lange Reise zu machen, bei der ich spontan entscheiden kann, wo ich aussteige und wie lange ich an einem Ort bleibe.

Mit dem Zug zu reisen bedeutet für mich, träumen zu können, aus dem Fenster zu schauen und zu staunen. In unserem Alltag geht das Staunen ja immer mehr verloren. Mit dieser Reise will ich mir das zurückerobern. Unser Blick muss wieder geschärft werden für die Schönheit und auch für die Unzulänglichkeiten dieser Welt. In der Antarktis sind mir die Tränen geflossen über die unglaubliche Ruhe, Stille und Schönheit. Diese Landschaft hat mich überrascht, und das erwarte ich auch von der zweiten Traumreise, bei der ich fast 8000 Kilometer und sieben Zeitzonen durchqueren werde.

Ich werde Orte entdecken, die ich nur aus Büchern kenne, wie die Wüste Gobi. Ich bin ein sehr visueller Mensch und gespannt, ob die Realität mit den Bildern in meinem Kopf übereinstimmt. Ob die Wüste Gobi wirklich so schön ist, wie ich gelesen habe? So unendlich und einsam?

In der Mongolei möchte ich in einer Jurte übernachten, um die Wildnis zu spüren. Ich nehme natürlich meinen Partner mit, denn ich liebe den Austausch mit ihm. Ohne ihn wüsste ich auch gar nicht wohin mit meiner ganzen Aufregung. Ich hoffe, die weltpolitische Lage beruhigt sich bald und gibt allen Menschen die Möglichkeit einer würdigen Lebensperspektive. Denn die Reise, die ich mir wünsche, möchte ich nur in einer freien Welt antreten.

Iris Berben, 76, wirkte in mehr als 100 Kino- und TV-Produktionen mit und übernahm zahlreiche Synchronstimmen. Sie war Präsidentin der Deutschen Filmakademie und wurde vielfach für ihre Kunst und ihr Engagement ausgezeichnet.



THE RIVER VEINS SERIES, No. TRV S05, 2021



Zurück auf Los

Reem Alabali Radovan, Bundesministerin für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung, zieht es an einen Ort, den sie bisher nur aus den Erzählungen ihrer Familie kennt.

Wenn ich nur noch eine einzige Reise machen dürfte, würde sie mich in den Irak führen. Nach Bagdad. Als Erstes sehe ich den Tigris vor mir, den »Didschla«, wie der Fluss auf Irakisch heißt. Meine Eltern haben mir viel von Bagdad und vom Leben an seinen Ufern erzählt. Für viele Menschen, gerade auch für diejenigen, die das Land verlassen haben, ist der Tigris eng mit Heimat und Erinnerungen verbunden. Für mich steht er für all das, was über Generationen weitergetragen wird.

Meine Familie stammt aus Bagdad. Ich bin mit ihren Erinnerungen aufgewachsen, mit der Sprache, den Gerüchen und dem irakischen Essen. Bis heute liebe ich Dolma, mit einer Mischung aus Reis, frischen Kräutern und Hackfleisch gefülltes Gemüse, das gemeinsam in einem Topf gegart wird. Bei uns kommt es vor allem auf den Tisch, wenn Familie, Freunde oder Gäste zusammenkommen. Ich verbinde damit nicht nur den Geschmack meiner Kindheit, sondern vor allem Gemeinschaft. Auch der Duft von Kardamom und Zimt gehört für mich zu diesem Gefühl von Familie und Vertrautheit.

Im Irak war ich bereits, in Bagdad noch nie. Vielleicht macht gerade das die Stadt für mich so besonders: Sie gehört zu meiner Geschichte, obwohl ich keine eigenen Erinnerungen an sie habe. Eine Reise dorthin wäre deshalb beides – Wiederbegegnung und Entdeckung. Aus den Erzählungen meiner Eltern würden eigene Bilder.

Bagdad liegt im historischen Mesopotamien, einer der Wiegen der Zivilisation, und war über Jahrhunderte ein bedeutendes Zentrum von Wissen, Wissenschaft und Kultur. Mich fasziniert der Gedanke, dort zu stehen, wo sich persönliche und große Geschichte begegnen.

Auf Reisen bin ich immer neugierig, stelle viele Fragen und möchte verstehen, wie Menschen leben und was einen Ort ausmacht. In Bagdad gäbe es vermutlich auch Momente, in denen ich einfach stehen bleiben und zuhören würde.

Reem Alabali Radovan wurde 1990 in Moskau als Tochter irakischer Eltern geboren. Sie wuchs in Schwerin auf und studierte Politikwissenschaft. Seit 2021 gehört die SPD-Politikerin dem Bundestag an. Bis 2025 war sie Staatsministerin für Migration, Flüchtlinge und Integration, seit Mai 2025 ist sie Bundesministerin für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung. Sie ist verheiratet und hat eine Tochter.

Scannen
und Joe Zip
entdecken

JOE ZIP
In 75 Farben









100% MERINOWOLLE | MASCHINENWASCHBAR | HOCHWERTIGER REISSVERSCHLUSS

Joe Zip. 100% extrafeine Merinowolle. Etwas gröber und dennoch elegant. Stilvoller Stehkragen, hochwertiger Metall-Reißverschluss. Der perfekte Pullover für den Herbst, erhältlich in einer riesigen Farbauswahl in den Größen S – XXXL. Seit 2012 einer von Joes Bestsellern.

Bestellen Sie online oder besuchen Sie uns in einem unserer Stores.
Versand und Rücksendungen sind kostenlos (innerhalb der EU).

JOEMERINO.COM
Luxury Merino Wool Essentials for Men

AMSTERDAM
Kerkstraat 167-171

ANTWERPEN
Steenhouwersvest 57

DEN HAAG
Coming soon

DÜSSELDORF
Kasernenstraße 14



Freiheit statt *Ziellinie*

Hürdensprinter Joshua Abuaku träumt von Neuseeland und der Idee, spontan Station zu machen.

Ich hatte das Glück, durch den Sport fast die ganze Welt kennenzulernen. Wettkämpfe und Trainingslager haben mich nach Asien, Afrika, Nord- und Südamerika geführt, dazu an viele Orte in Europa. Auch privat bin ich viel gereist. Meine Frau arbeitet bei einer Fluggesellschaft, deshalb konnten wir gemeinsam Städte wie Rio de Janeiro, Dubai oder Tokio erleben. Tokio hat mich besonders beeindruckt – diese Mischung aus Perfektion, Energie und unglaublicher Disziplin vergisst man nicht. Dort durfte ich auch meine ersten Olympischen Spiele erleben.

Es gibt jedoch einen Fleck auf der Landkarte, der für mich bis heute weiß geblieben ist: Neuseeland. Viele meiner Freunde haben davon geschwärmt, wie unterschiedlich die Landschaften dort sind – schneebedeckte Berge, türkisfarbene Seen, aktive Vulkane, endlose Küsten, überhaupt: Natur, so weit das Auge reicht. Manchmal liegen unterschiedliche Klimazonen nur ein bis zwei Fahrstunden voneinander entfernt. Es fühle sich tatsächlich an, als spaziere man durch die Kulisse von „Der Herr der Ringe“. Ob das wirklich so ist, möchte ich unbedingt herausfinden. Ebenfalls auf meiner Wunschliste: einem Kiwi in freier Wildbahn zu begegnen. Scheint kompliziert zu sein. Angeblich bekommen selbst Neuseeländer das Nationaltier nur selten zu sehen.

Ich komme aus dem Ruhrgebiet. Dort fährt man eine halbe Stunde und durchquert dabei mehrere Städte. Neuseeland steht für das genaue Gegenteil. Meine Frau und ich waren einmal mit einem Camper in Norwegen unterwegs. Morgens aufzuwachen, ohne genau zu wissen, wohin der Tag führt, spontan anzuhalten, wenn ein Ort besonders schön ist, und einfach draußen zu sein – das hat uns unglaublich gefallen. Genau so stelle ich mir das in Neuseeland vor. Nur noch intensiver. Den Trip habe ich schon lange im Kopf. Mit meiner Frau und unseren beiden Kindern, in einem Camper als Zuhause auf Zeit, am liebsten für mehrere Wochen oder sogar Monate.

Joshua Abuaku, geboren 1996 in Oberhausen, ist einer der besten deutschen 400-Meter-Hürdenläufer. Der mehrfache Deutsche Meister erreichte bei den Olympischen Spielen 2024 in Paris das Finale. Er lebt mit Frau und Tochter in Frankfurt am Main.



Ein wilder *Lauf*

Ein Fluss als Zufluchtsort: Die slowenische Künstlerin Jasmina Cibic kehrt immer wieder an die Soča zurück. Sie kann ihre Geschichte erzählen und hat es sogar geschafft, sich mit ihr zu unterhalten.

Wenn mir nur noch eine Reise vergönnt wäre, würde ich dem slowenischen Fluss Soča von seiner Gletscherquelle hoch in den Julischen Alpen bis zu der Stelle folgen, an der sein türkises Wasser in die italienische Adria mündet. Dank meiner Arbeit habe ich einen Großteil der Welt bereist, doch dies ist der Ort, an den ich immer wieder zurückkehre – ein Zufluchtsort, der meine Seele nährt. Ich bin in Ljubljana geboren, meine Familie stammt aus allen Teilen des ehemaligen Jugoslawiens. Wir kommen zwar nicht aus der Gegend rum um die Soča, aber ich kenne die Region seit meiner Kindheit.

In der Vergangenheit durchquerte die Soča Königreiche und Ideologien, gehörte Ländern und Reichen an. Sie war österreichisch-ungarisch, italienisch, jugoslawisch und slowenisch, ohne jemals wirklich einer einzelnen Macht zu gehören. Heute prägen der Fluss und sein wilder Lauf durch die Gebirge der südlichen Alpen die Identität unserer kleinen Nation: Zahlreiche Dichter des 20. Jahrhunderts beschrieben die Schönheit dieser Natur. Die Gegend war früher die Heimat heidnischer Gemeinschaften, die Flüsse und Berge als Lebewesen betrachteten. Zahlreiche Höhlen zeugen noch immer von uralten Gottheiten, von denen man glaubte, dass sie unter dem Kalkstein lebten.

Im Ersten Weltkrieg verwandelten zwölf verheerende Schlachten das Tal in eine der blutigsten Frontlinien Europas und färbten das Wasser blutrot. Die Wälder beherbergen bis heute verborgene Schützengräben, Tunnel und Partisanenverstecke. In den Dreißigerjahren zerstörten Benito Mussolinis Ingenieure die letzten heidnischen Tempel, um Wasserkraftwerke zu errichten, die jedem James-Bond-Film als Kulisse dienen könnten. Bei der Einweihung eines der Kraftwerke, so heißt es, war ein Attentat auf ihn geplant. Dieses misslang, weil sich der italienische Diktator just im Moment des Schusses zu einem Kind hinabbeugte, um es auf die Stirn zu küssen. Das Mädchen, so erzählte man, entwickelte an der Stelle des Diktator-Kusses ein Muttermal.

Als Kind hatte ich fast ein bisschen Angst vor dieser Gegend, sie war für mich verhext. Als man Nova Gorica zur Kulturhauptstadt 2025 kürte, wurde ich eingeladen, mich im Rahmen eines Projektes intensiver mit der Soča auseinanderzusetzen. Obwohl es in meinen Kunstwerken viel um Jugoslawien geht, war ich sehr nervös, diesen Auftrag anzunehmen. Ich fragte mich, ob ich mich dieser Landschaft ohne politische Einmischung nähern könnte. Als Verstärkung nahm ich deshalb meine damals 13-jährige Tochter und meinen 72-jährigen Vater mit auf Recherche-Reise. Wir fuhren mit unserem alten Auto, das jede Menge Erinnerungen an Familienurlaube in sich birgt, bis hinauf zur Quelle nahe der österreichischen Grenze. Ich wollte den Ursprung der Soča mit meinen Händen spüren. Hier wusste ich plötzlich, dass ich dem Berg und dem Fluss zuhören möchte – und zwar ohne das Getöse der Wasserkraftwerke. Meine Idee war gewagt: Kann ich die Mussolini-Turbinen zum Schweigen bringen? Kann ich das natürliche Rauschen der Soča hören? Ein Gespräch mit dem Fluss führen? Es hat drei Jahre gedauert, aber die Turbinen wurden tatsächlich für mich abgeschaltet.

In meiner Arbeit habe ich mich lange damit beschäftigt, wie Kultur und Natur kolonisiert, diszipliniert und instrumentalisiert werden im Namen von Fortschritt, Produktivität und patriarchaler Macht. Doch dieses Tal erzählt eine andere Geschichte. Es offenbart das Scheitern des Versuchs, die Natur oder die Vorstellungskraft beherrschen zu wollen. Dieser Fluss widersetzt sich. Er schafft es, dich in seinen Bann zu ziehen und dabei zu erden.

Ich bin diesem Fluss dankbar für alles, was er mich gelehrt hat: über Erinnerung, Zuflucht und Magie. Es ist an der Zeit, dass wir an Orte wie diesen zurückkehren und einfach nur zuhören. Wäre es meine letzte Reise, würde ich im Frühherbst aufbrechen, wenn das Licht sanfter wird und der Fluss seine außergewöhnliche Klarheit offenbart. Ich würde meine Tochter mitnehmen. Mehr als alles andere würde ich mir wünschen, dass sie lernt, diese Landschaft zu lesen und zu verstehen, dass Beständigkeit selten durch große Erzählungen entsteht, sondern durch stille Taten der Kontinuität, Großzügigkeit und Erneuerung.

Jasmina Cibic, 46, slowenische Künstlerin und Filmemacherin, untersucht in ihrer Arbeit die Verflechtung von Kunst und Politik. 2013 vertrat sie Slowenien bei der Biennale von Venedig, ihre Fotoserie »The Gallery of Non-Aligned« war gerade in den Hamburger Deichtorhallen zu sehen.



THE RIVER VEINS SERIES / No. TRVS19 / 2018



Der *Reichtum* einer Kultur

Kein anderer Ort fasziniert Designer Luca Nichetto so wie die lateinamerikanische Metropole.

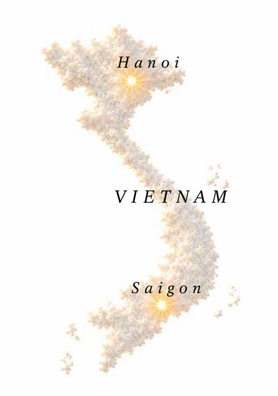
Mexico City ist ein einziges Durcheinander, das auf magische Weise funktioniert. Das Leben in den Straßen ähnelt dem Leben in Italien, wo ich herkomme. Ich liebe die lebendige Atmosphäre, die leidenschaftlichen, spontanen Menschen, ihre Handwerkskunst, ihre Tradition und Liebe zum Essen, die bunten Farben und Pflanzen – einfach alles. Die Kultur ist noch älter als die italienische und überall spürbar. Ich war erst einmal in Mexico City, 2015, als Italien Gastland war bei der Design Week und ich Repräsentant meiner Heimat.

Eine Freundin zeigte mir das Anthropologische Museum, dessen monumentale Architektur mich überwältigte: Da ist dieses verrückte, offene Dach mit einer Art Wasserfall – unglaublich! Auch die Ausstellung beeindruckte mich sehr. Sie zeigt, welch unfassbare Katastrophe die Spanier im 16. Jahrhundert hier angerichtet haben, als sie die indigene Bevölkerung brutal überfielen und ihr Land eroberten. Wie die Konquistadoren ihre Überlegenheit beweisen wollten, indem sie die Stufentempel, die die Azteken errichtet hatten, mit Erde bedeckten und darauf ihre Kathedrale bauten. Es hat mich tief berührt zu sehen, was wir Europäer diesem Land angetan haben, und gleichzeitig zu erkennen, wie stark die indigene Kultur ist. Die Menschen haben ihre Tradition sogar dem Katholizismus angepasst, um sie zu erhalten. So integrierten sie Aspekte der katholischen Religion in ihren Día de los Muertos, einen der wichtigsten mexikanischen Feiertage, der als riesiges Straßenfest mit Umzügen gefeiert wird.

Die Menschen in Mexico City sind großartig, gastfreundlich und großzügig. Natürlich hat die Stadt mit ihrer hohen Kriminalitätsrate auch eine andere, gefährliche Seite, aber das hat mich nicht gestört, es macht sie authentisch. Man befindet sich immer in einer gewissen Wachsamkeit. Ich möchte irgendwann zurückkehren, meine Komfortzone in Europa verlassen und dort ein Projekt mit meinem Designstudio umsetzen.

Nach meinem Besuch des Anthropologischen Museums traf ich beim Abendessen die Großmutter meiner Freundin, eine Wahrsagerin, die einen Schrein mit unzähligen bunten Figürchen aufgebaut hatte. Sie sagte mir voraus, dass ich zu meinem Sohn noch eine Tochter bekommen würde. Ich glaube wirklich nicht an Hellseherei, aber sie wirkte sehr überzeugend und sollte schließlich recht behalten. Am nächsten Abend nahm mich ein Freund mit zu einem öffentlichen Platz, auf dem Salsa getanzt wurde. Obwohl ich kein Tänzer bin, war ich plötzlich mitten in der Menge und tanzte mit einer Dame um die 70. Ich wurde umhergewirbelt, alle gaben sich ausgelassen bis tief in die Nacht der Musik hin – ein unglaublich schönes Erlebnis. Auch das blaue Haus von Frida Kahlo, die Casa Barragán des Pritzker-Preisträgers Luis Barragán und die zeitgenössische Kunstszene der Stadt haben mich absolut fasziniert. Weltweit gibt es nur sehr wenige Kulturen, die über diese Art von Reichtum verfügen.

Luca Nichetto, 49, studierte in seiner Geburtsstadt Venedig Industriedesign und entwirft Möbel, Leuchten und Textilien für Marken wie Cassina, Hermès oder Steinway & Sons. 2006 gründete er sein Interieur-Design-Studio in Italien, heute betreibt er ein zweites in Stockholm, wo er lebt.



Lächelnd im *Chaos*

Das Herz des dänischen Möbelunternehmers Knud Erik Hansen schlägt für die Heimat seiner Adoptivkinder.

Ich bin in meinem Leben schon sehr viel gereist. Bevor ich in die Möbelbranche kam, war ich in der Schifffahrt tätig. Seit meinem 19. Lebensjahr war ich auf der ganzen Welt unterwegs, habe in Südafrika gelebt, später in Singapur und zehn Jahre in Hongkong und China. Wenn ich nur noch ein einziges Mal reisen könnte, wäre mein Ziel Vietnam. Das Land hat einen besonderen Platz in meinem Herzen, seit meine Frau und ich zwei vietnamesische Jungs adoptiert haben. Mittlerweile sind unsere Söhne erwachsen, Morten Hai ist Marketingchef unserer Zentrale in Dänemark, Mark Nam leitet unser Unternehmen in Vietnam.

Seit wir den Standort 2017 in Saigon eröffnet haben, war ich häufig dort, geschäftlich und im Urlaub mit der Familie. Das Land ist einfach wunderbar. Die Menschen sind ausgesprochen freundlich und offen, man findet schnell Freunde, und es ist ein friedlicher, sicherer Ort zum Leben. An den Küsten gibt es herrliche Landschaften mit riesigen Felsen, die aus dem Wasser ragen, versteckte Höhlen, traumhafte Strände, kleine Küstenstädtchen. Mir haben es aber vor allem Hanoi und Saigon angetan. In Hanoi sind die französischen Einflüsse noch allgegenwärtig. Mir gefällt die entspannte Atmosphäre dort, man isst hervorragend, viel Gemüse und Salat, alles ist frisch, ein Genuss. In den engen verwinkelten Straßen stehen historische Gebäude mit kleinen Geschäften, da ist ein Motorradhändler neben einem Manga-Buchladen und einem Café. Alles ist völlig durcheinander, ständig gibt es etwas zu erleben.

Es ist wunderbar, dass die Architektur der Kolonialzeit hier nicht zerstört wurde und neben der traditionellen vietnamesischen Bauweise besteht. Aber wir sollten nicht vergessen, was die Menschen damals durchgemacht haben. Es gibt heute keinerlei Feindseligkeiten gegen Franzosen oder andere Europäer, obwohl die Vietnamesen die Zeit der gewaltvollen Unterdrückung nicht vergessen haben. Das wird aber nicht zum Ausdruck gebracht, die Menschen sind unglaublich freundlich. Ich erinnere mich, wie wir durch eine dieser schmalen Straßen von Hanoi liefen, als es plötzlich anfing, in Strömen zu regnen. Wir fanden Unterschlupf in einem Café, wo ein Künstler saß, der Bleistiftzeichnungen anfertigte. Er fragte uns, ob er unsere Kinder malen solle, einfach so. Wir bestellten eine Tasse Tee, und der Künstler zeichnete unsere Jungs. Diese friedliche Atmosphäre werde ich nie vergessen.

Eine ganz andere, aber ebenso faszinierende Welt tut sich in Saigon auf. In der Metropolregion leben 14 Millionen Menschen, die permanent auf ihren Mopeds unterwegs sind. Die pulsierende Industriestadt ist das wirtschaftliche Zentrum mit riesigen Wolkenkratzern, hier herrscht Hektik. Der Verkehr wirkt wie ein riesiges Chaos, das aber doch irgendwie geregelt abläuft. Will man in Saigon die Straße überqueren, geht man einfach los – und alle fahren um dich herum, selbst die Lkw. Zuerst kostet das viel Überwindung, aber du merkst schnell, dass niemand dich anrempelt. Dass nichts passiert, alle ausweichen. Und wenn du lächelst, bekommst du ein Lächeln zurück.

Knud Erik Hansen, 76, führt seit 2002 in dritter Generation das dänische Möbelunternehmen Carl Hansen & Søn. Die 1908 gegründete Firma ist weltweit bekannt für Klassiker, die von großen Designern wie Hans J. Wegner, Arne Jacobsen oder Tadao Ando entworfen wurden.

Noch wirkt der kommende Jahreswechsel weit entfernt. Doch erfahrungsgemäß vergeht die zweite Jahreshälfte schneller als gedacht. Wer vorausplant, verschafft sich Optionen. Das gilt für Karriereentscheidungen, private Projekte und finanzielle Ziele gleichermaßen.

Interessant ist dabei eine Beobachtung: Viele erfolgreiche Entscheidungen beruhen nicht auf Gewissheit, sondern auf der Bereitschaft, Chancen wahrzunehmen. Unternehmer investieren in neue Geschäftsfelder, Anleger setzen auf Innovationen, Familien erwerben Wohneigentum. Ob die Entscheidung richtig war, zeigt sich oft erst im Rückblick. Diese Haltung verbindet alle Formen des kalkulierten Wagnisses. Nicht jede Chance führt zum Erfolg. Wer sie jedoch gar nicht erst ergreift, schließt bestimmte Möglichkeiten von vornherein aus. Genau auf diesem Prinzip basiert auch die Teilnahme an Lotterien. Niemand kann einen Gewinn planen. Aber jeder kann entscheiden, eine Chance wahrzunehmen.

Die Staatliche Klassenlotterie gehört dabei zu den traditionsreichsten Lotterieformen Deutschlands. Das Besondere am SKL Millionenspiel: Die Ziehung an Silvester konzentriert sich auf einen Termin, der wie kaum ein anderer für Aufbruch und neue Perspektiven steht.

Zum Jahresende werden 25 Gewinne von jeweils 1 Million Euro ausgespielt. Bereits ein Losanteil für 15 Euro berechtigt zur Teilnahme. Wer die SKL kennt, weiß, dass Gewinne üblicherweise entsprechend dem gehaltenen Losanteil ausgeschüttet werden. Die Silvesterziehung bildet hier eine Ausnahme: Schon ein einzelner Losanteil eröffnet die Chance auf den vollen Millionengewinn. Dieser wird in Gold vergeben und kann auf Wunsch auch in bar ausgezahlt werden.

Darüber hinaus nimmt die Losnummer nicht nur an der Silvesterziehung teil, sondern auch an den täglichen Ziehungen im Dezember. Lotteriestart ist der 1. Dezember. Wer teilnehmen möchte, sollte sich daher bereits vor diesem Termin ein Los sichern. Damit begleitet das Los den gesamten letzten Monat des Jahres und bietet fortlaufende Gewinnchancen bis zum Jahreswechsel.

Das Prinzip der Klassenlotterie reicht in Deutschland übrigens weit zurück. Schon lange bevor Aktien- oder Immobilienmärkte für breite Bevölkerungsschichten zugänglich waren, gehörten Lotterien zu den wenigen Möglichkeiten, mit überschaubarem Einsatz außergewöhnliche Gewinnchancen wahrzunehmen. Dass dieses Prinzip bis heute Bestand hat, zeigt das SKL Millionenspiel: Im Jahr 2026 feiert es sein 80-jähriges Bestehen. Die Sonderziehung zum Jubiläum unterstreicht, dass das Konzept der Klassenlotterie auch nach acht Jahrzehnten nichts von seiner Attraktivität eingebüßt hat.

Der Jahreswechsel 2026 auf 2027 kommt schneller, als man denkt. Die entscheidende Frage lautet deshalb nicht nur, welche Möglichkeiten sich bieten. Sondern auch, welche man ergreift.



Chancen nutzen, wenn sie einem begegnen

Silvester ist mehr als ein Datum. Für viele Menschen steht der Jahreswechsel für Neuanfänge, langfristige Pläne und den Mut, Chancen zu ergreifen. Genau an diesem besonderen Abend findet auch eine Ziehung statt, die für einige Teilnehmer das Leben verändert könnte.

Scannen und mitspielen

SKL MILLIONENSPIEL | Staatliche Klassenlotterie

Jeden Tag eine neue Chance

Mehr über das SKL Millionenspiel und weitere Gewinnmöglichkeiten unter skl.de. Das SKL Millionenspiel ist ein Spielangebot der GKL Gemeinsame Klassenlotterie der Länder.

Verantwortungsbewusst spielen. Spielteilnahme ab 18. Glücksspiel kann süchtig machen. Hilfe unter buwei.de. Veranstalter gemäß White List.

ZWEITE REIHE, ERSTE WAHL

Diesmal: Ludwig »Lucki« Maurer, der im Bayerischen Wald das Gourmetrestaurant STOI und eine Wagyu-Rinderzucht betreibt. Mit seinem Flat Iron Steak beweist er: Es gibt eine Steigerung von Filet.



Steakholder: Viel braucht es nicht, um aus einem einfachen Stück Fleisch einen Hochgenuss zu machen. Der Heavy-Metal-Fan Maurer stammt aus einer Wirtsfamilie im Bayerischen Wald und arbeitete 13 Jahre mit Sternekoch Stefan Marquard. Heute züchtet er Bio-Wagyu-Rinder, betreibt das Event-Restaurant STOI und ein Catering-Unternehmen. Regelmäßig kocht Maurer auf den Luxusschiffen von Hapag-Lloyd Cruises.

»Das Flat Iron, aus der Schulter geschnitten, landete früher meist im Schmortopf. Richtig zugeschnitten wird daraus ein Steak, das für mich ein Filet in Geschmack und Textur übertrifft. Seinen Namen verdankt es seiner Form: Es erinnert an eines dieser alten, flachen Bügeleisen, die man früher auf dem Ofen erhitzt hat. Für mich zeigt dieses lange verkannte Stück auch, worum es beim Fleisch geht: Ein Tier hat mehr zu bieten als seine bekannten Edelstücke. Mein Vater war Koch und hat mir früh beigebracht, dass Fleisch etwas Besonderes ist. Nicht nur, weil es teuer ist. Dafür stirbt ein Lebewesen. Ein Starkoch hat Fleisch einmal als »Produkt« bezeichnet. Für mich ist es genau das nicht: Es ist ein Lebensmittel. Wenn man die Kälber auf die Welt kommen sieht, die Ochsen vier Jahre lang aufzieht und zweimal täglich füttert, entsteht eine Bindung. Ich verwerte deshalb möglichst das ganze Tier. Privat esse ich übrigens wenig Fleisch. Wenn man beruflich den ganzen Tag damit zu tun hat, verliert man ein bisschen den Appetit darauf. Ab und zu kommen Hühnchen und Fisch auf den Teller, fast immer: viel Salat. Was das Flat Iron mit Sauce béarnaise und Kartoffeltextur zu einem meiner Lieblingsrezepte macht? Es besteht aus wenigen Zutaten, da ist nichts Exotisches, keine Spinnerei. Es unterstreicht meine Philosophie: Klassiker weiterdenken, mit gewohnten Geschmäckern und neuen Texturen. Das Fleisch wird zum Superstar: Außen richtig schön kross, innen 54 Grad. So muss es sein!«

STOI, Schergengrub 3, 94371 Rattenberg, 09963-601990, ludwigmaurer.com

Flat Iron
Rezept für 4 Personen

2 Flat Iron
(oberer Deckel vom Schaufelbug à 400 g)
1 EL Ahornsirup

Das Flat Iron mit Ahornsirup bestreichen und salzen. Anschließend bei 54 Grad etwa 2 Stunden im Sous-Vide-Becken garen. Dann auf dem offenen Grillrost von beiden Seiten bei ca. 220 Grad grillen, bis eine schöne Röstung erreicht ist.

Sauce béarnaise:
1 Schalotte, 10 Pfefferkörner, 3 EL Estragon-Essig, 6 EL Weißwein, 3 Bio-Eigelb, Cayennepfeffer, 200 g Butter, Saft von ½ Zitrone, etwas Worcestershiresauce (nach Belieben), 3 Zweige Estragon, 3 Zweige Kerbel, ¼ Bund Schnittlauch

Die Schalotte fein würfeln und mit Pfefferkörnern, Essig und Weißwein in einer Kasserolle auf dem Herd auf die Hälfte reduzieren. Anschließend abpassieren. Die Reduktion mit Eigelben, Salz und Cayennepfeffer in einem Schlagkessel über dem kochenden Wasserbad schaumig schlagen. In einem dünnen Faden nach und nach die auf 60 Grad temperierte Butter unter Rühren zugießen. Mit Zitronensaft und Worcestershiresauce abschmecken. Zum Schluss die fein geschnittenen Kräuter zugeben.

Kartoffelcreme:
500 g mehligkochende Kartoffeln, 125 ml Milch, 50 g weiche Butter, weißer Pfeffer, Muskatnuss

Die Kartoffeln schälen und in grobe Würfel schneiden. In kochendem Salzwasser etwa 30 Minuten garen und abpassieren. Die Milch aufkochen und zu den Kartoffeln gießen. Butter, Salz, weißen Pfeffer und frisch geriebene Muskatnuss dazugeben und alles gut verrühren. Anschließend durch die Kartoffelpresse drücken.

Kartoffelstroh:
1 festkochende Kartoffel, Fett zum Frittieren

Kartoffel schälen, in hauchdünne Streifen schneiden und im Fett frittieren. Mit etwas Salz würzen.

Gepickelte Zwiebeln:
4 rote Zwiebeln, 400 ml Rotwein, 100 ml Rotweinessig, 60 ml roter Sherry, 4 EL Senfsaat, 2 Lorbeerblätter, 10 Pimentkörner, 10 Pfefferkörner, 4 EL Mirin, 10 Wacholderbeeren

Die Zwiebeln schälen und der Länge nach halbieren. Die restlichen Zutaten in eine Kasserolle geben, salzen und aufkochen. Die Zwiebeln einrühren und 20 Minuten sanft köcheln. Anschließend alles in ein Weckglas füllen und im Kühlschrank 24 Stunden ziehen lassen.

Röstzwiebeln:
1 große Gemüsezwiebel, 50 g Mehl, 50 g edelsüßes Paprikapulver, Fett zum Frittieren

Die Zwiebel schälen und mit der Aufschnittmaschine in feine Ringe schneiden. Mehl und Paprikapulver vermischen, die Zwiebelringe darin panieren. Danach in heißem Fett knusprig frittieren. Nach Belieben salzen.

Zum Servieren:
schwarzes Meersalz, Oxalis (Sauerklee)

Das Flat Iron in ca. 2 cm dicke Tranchen schneiden und mit dem Meersalz bestreuen. Auf einem Teller mit der Kartoffelcreme anrichten. Mit Kartoffelstroh, Oxalis und Röstzwiebeln garnieren. Die roten Zwiebeln im Pickelfond erwärmen und dazugeben. Die Sauce béarnaise in einer Sauciere dazureichen.



STOI: Thomas Pfeiffer; Ludwig Maurer: Thorsten Kleine Holthaus

Lieber nicht allein

Wolfgang Höbel versucht,
Schritt zu halten
mit dem Lauf der Zeit



Illustration: Tina Berning

In dem schönen Kinofilm »Wild Horse Nine«, der im November ins Kino kommt, verkörpert der Schauspieler John Malkovich einen Mann, der sich die Osterinsel im Südpazifik als letztes Reiseziel seines Lebens ausgesucht hat. Der Mann im Film ist von Beruf CIA-Agent und todkrank – und ändert im Angesicht der berühmten Felskopf-Skulpturen auf der herrlich grünen Insel plötzlich seine Meinung. Der Filmheld will um jeden Preis doch noch woandershin reisen – und sein neues Wunschziel liegt am entgegengesetzten Ende der Welt. Er will partout nach Venedig, »wegen der Gondeln«, wie er begeistert schwärmt.

Ich kann John Malkovichs Filmfigur verstehen. Wenn ich in meinem Leben nur noch eine einzige Reise machen dürfte, fiele mir die Entscheidung schwer, wohin ich aufbrechen wollte. Sollte es vielleicht an einen Ort gehen, an dem ich selbst noch nie war? Oder doch lieber auf vertrautes Terrain? Womöglich in die Ecke der Welt, in der ich aufwuchs oder wo ich die erste Liebe erlebte? Vielleicht in die Gegend, in die ich zum Studieren zog? Oder einfach in die Lieblingsstadt, an den Lieblingsstrand, auf den Lieblingsgipfel aus allen bisherigen Reisen?

Angeblich war es der Italienreisende Johann Wolfgang von Goethe, der den Spruch »Neapel sehen und sterben« in Mitteleuropa berühmt machte. Der Spruch ist natürlich eine italienische Erfindung. Die Idee dahinter hat nichts mit der Furcht vor Mord und Totschlag in einer Hafenstadt zu tun, sondern mit der sagenhaften Schönheit Neapels, der Einzigartigkeit des Lichts und den tollen Menschen.

Aber ist es wirklich eine gute Idee, sich für eine letzte Reise im Leben einen Ort auszusuchen, an dem die Erfüllung aller Fernwehsehnsucht auf einen wartet: die ultimative Pracht, das beste Essen, die anmutigsten Menschen, der irrste Trubel? Die Vorstellung, sich auf der Abschiedstour noch mal voll ins Glück des irdischen Lebens zu stürzen, kommt mir nicht besonders attraktiv vor.

Ich finde es hingegen einleuchtend, dass in Kinofilmen und guten Romanen die letzte Reise, mit der die Menschen mehr oder weniger explizit Abschied vom Unterwegssein und vielleicht auch vom Leben nehmen, sehr häufig ans Meer führt. Oft an weitgehend menschenleere Strände, die nicht mal besonders schön sein müssen. An Orte zum Spazierengehen, Nachdenken und Miteinanderreden.

Überhaupt würde ich der Beantwortung der Frage, wo es denn hingehen soll, wenn ich nur noch ein Reiseziel wählen dürfte, am liebsten ausweichen mit einer Gegenfrage. Ist es nicht sehr viel wichtiger, mit wem man reisen möchte, wenn es nur noch eine einzige Reise gibt, als wohin diese Reise führen soll?

Mir liegt jedenfalls die Wahl der Reisegefährtinnen oder Reisegefährten sehr am Herzen – mit manchen von denen, die mir einfallen, würde ich auch an sehr hässliche Orte fahren; Hauptsache, sie sind dabei. Der von John Malkovich gespielte Held trifft es in »Wild Horse Nine« übrigens gut: Er reist mit einem Mann, bei dem er sich lange Zeit nicht ganz sicher ist, ob er ihm wirklich trauen kann – und stellt dann fest, dass sein Reisegefährte ein großartiger Freund ist. **S**

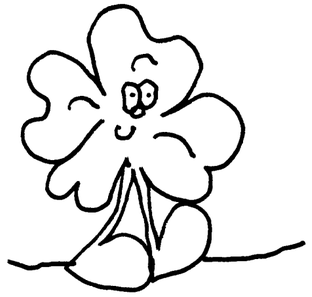


STEFAN MARX

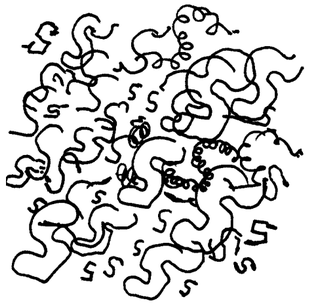
Mit seinen markanten Zeichnungen und Mini-Gedichten füllt Stefan Marx Räume. Als ihn die Anfrage zu diesem Interview erreicht, bemalt der 47-Jährige gerade Wände für die Ausstellung »Work in Progress« in der Düsseldorfer Kunsthalle. Sein Werk ist immer lustig, manchmal grotesk, oft schwarz-weiß. Marx macht aus Gesprächsfetzen, Ratschlägen seiner Mutter oder Weisheiten eines Bankers pointierte typografische Kunst – auf Leinwand, Porzellan oder Schlafmasken der Lufthansa. Er hat auch einen U-Bahnhof bemalt oder T-Shirts der Modemarke Closed. Angefangen hat der Wahlhamburger nach dem Studium mit Designs für Skateboards und Plattencover. Die Antworten auf unsere Fragen, schrieb er, fielen ihm nicht so leicht, wie es aussieht: »Weil die großen Themen manchmal schwer in eine kleine Zeichnung zu bringen sind.«



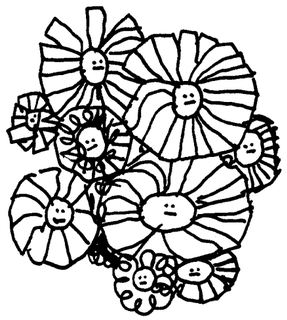
Wie sehen Sie sich selbst?



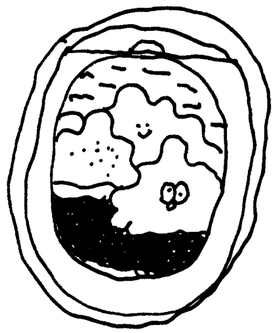
Wie sehen andere Sie?



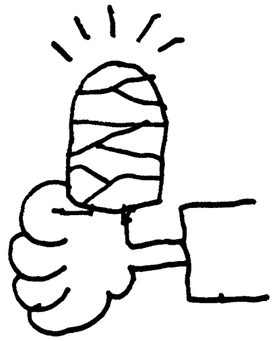
Welcher Buchstabe hat für Sie die schönste Form?



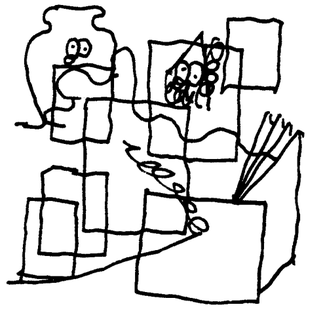
Farbe oder Schwarzweiß?



Was bringt Sie zum Lachen?



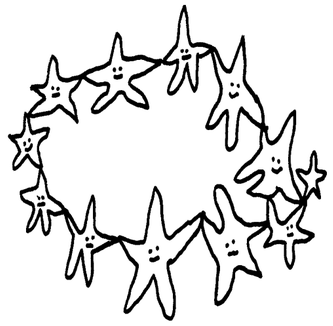
Und was zum Weinen?



Worauf zeichnen Sie am liebsten?



Wovon träumen Sie?



Wie sieht Ihre größte Hoffnung aus?

Die Idee zur Rubrik stammt aus »T«, dem Style-Magazin der »New York Times« (»The Illustrated Interview«)



VICTORINOX

ALOX REFINED

BEREIT FÜR EINE NEUE INTERPRETATION

FROM THE MAKERS OF THE
ORIGINAL SWISS ARMY KNIFE™
ESTABLISHED 1884